



This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

- + *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.
- + *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.
- + *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.
- + *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at <http://books.google.com/>



Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

- + *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.
- + *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.
- + *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.
- + *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter <http://books.google.com> durchsuchen.

EX LIBRIS

HERMANN GEORG FIEDLER.



MER LICHT.

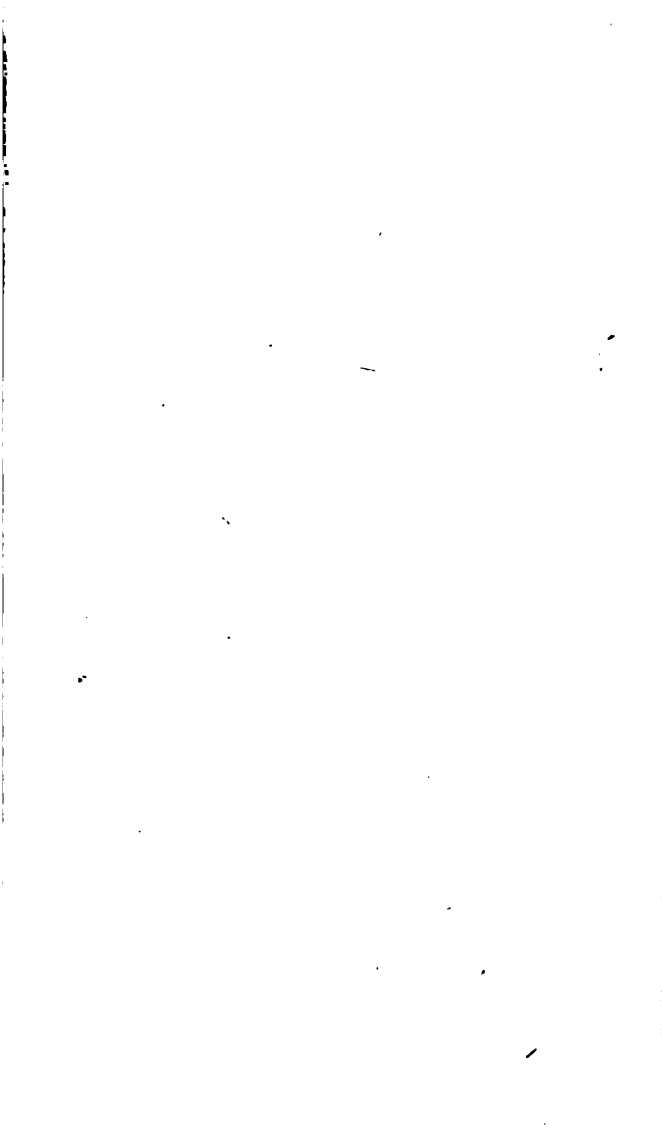
Fiedler

I

2280.2.

2nd rd. 1st rd.









EX LIBRIS

HERMANN GEORG FIEDLER.



WENN LICHT.

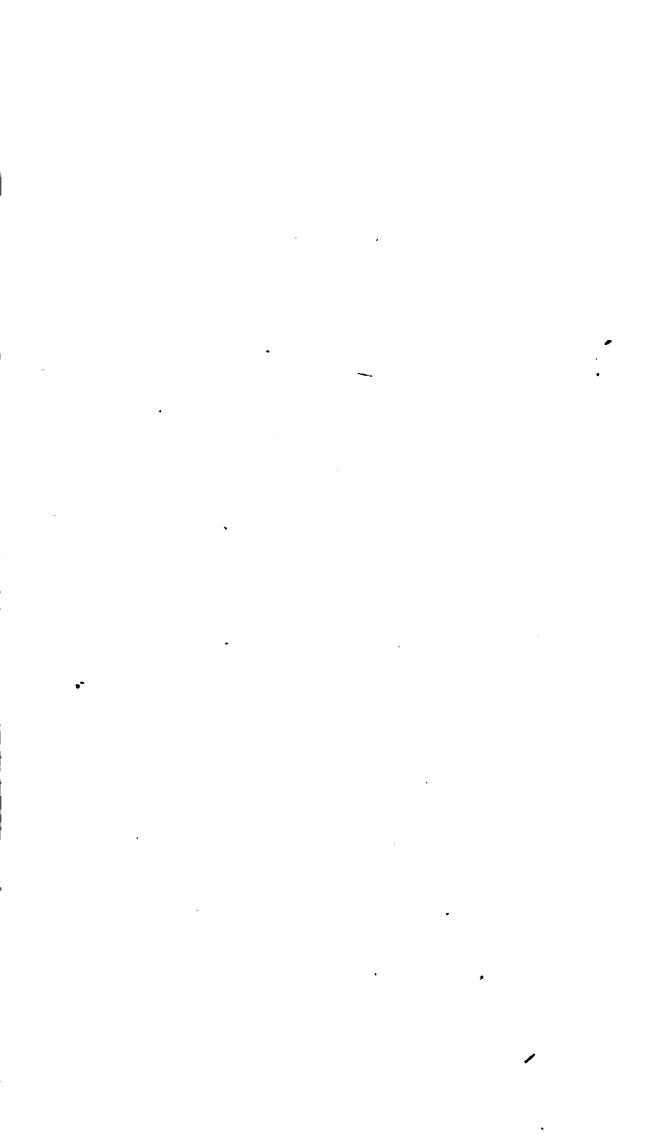
Fiedler

2280.2.

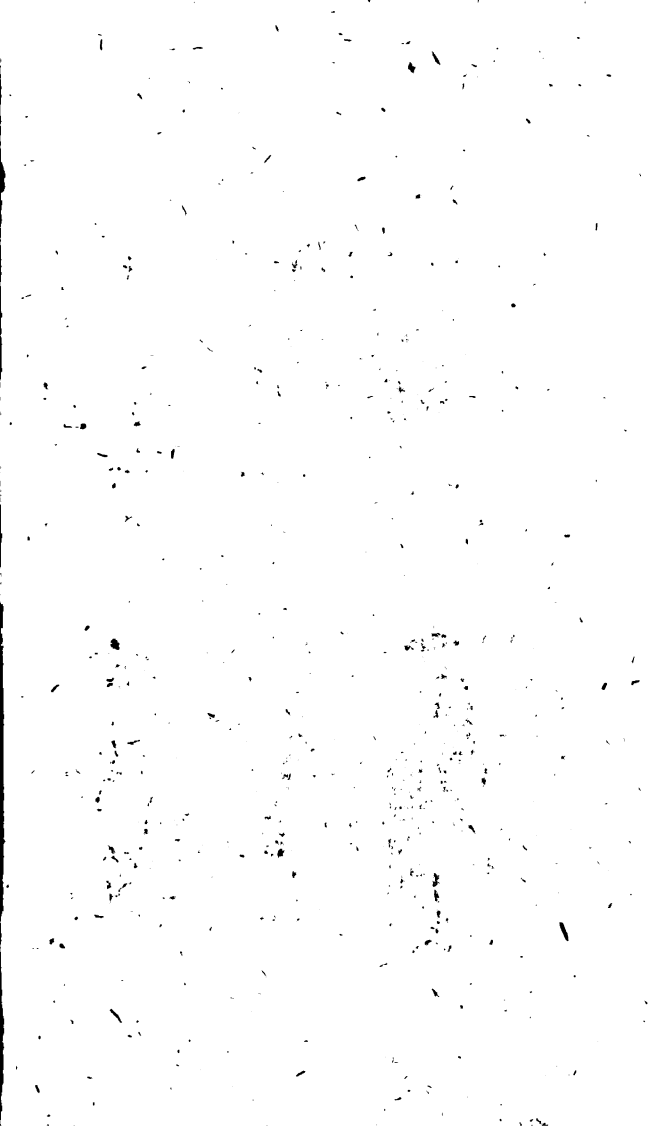


2nd vol. pt. 1.











S. 93. u. folg.

Das Leben

und

die Meinungen

des Herrn Magister

Sebaldus Nothauer.



Zweyter Band.

Die Königl. Preuss. Churfürstl. Brandenburg. und Churfürstl. Säch-
sische allergnädigsten Freybetren.

Berlin und Stettin,

bey Friedrich Nicolai.

1 7 7 5.

Quesada 800

1111

1111111111111111



1111111111111111

1111111111111111

1111111111111111

1111111111111111

1111111111111111

1111111111111111

Viertes Buch.

Erster Abschnitt.

Sebalduß wanderte auf der von ohngefähr gefundenen Landstraße fort, ohne zu wissen wohin. Er war schon ein paar Meilen einsam fortgegangen, als er von weitem einen Fußgänger erblickte, den er einzuholen suchte. Er verdoppelte seine Schritte, und erblickte einen Mann, der in einem grauen Rock von feinem Tuche gekleidet war, eine ungepöberte Stühperrücke auf dem Kopfe hatte, einen kleinen Bündel an einem Stabe auf der Schulter trug, und mit heller Stimme, das Lied: *Wachet auf*, rief uns die Stimme, sang. Sebalduß, ein Freund des Singens geistlicher Lieder, jammert gewisser enthusiastischer Melodien, gesellte sich zu dem Wanderer, und summete das Lied, in einer mit vielen Tertian und Sexten untermischten extemporeirten Basspartie nach.

Als es geendigt war, grüßten sich die beiden Wanderer, und Sebalduß fragte den Fremden: „Wo hin der Weg führe, auf dem sie giengen?“

„Nach Busermark, sagte der Fremde, wo ich Nachtlager zu halten, und den andern Morgen nach Berlin zu gehen gesonnen bin.“

Sebalduß freute sich, daß er auf dem rechten Wege war, denn ob er gleich, nachdem er seine Recommendationsbriefe verlohren hatte, nicht wußte, was er in Berlin machen sollte, so wußte er doch eben so wenig, was er an irgend einem andern Orte in der Welt hätte machen sollen.

Er bat also den Fremden um Erlaubniß in seiner Gesellschaft zu gehen, und erzählte ihm den Unfall, den er auf den Postwagen gehabt hätte.

Der Fremde krenzte und segnete sich über diese Begebenheit, und lobte seine eigene Vorsicht, daß er, da die Wege, nach dem Frieden, unsicher wären, lieber zu Fuße gegangen sey.

„Nicht eben, setzte er hinzu, als ob ich viel Geld bey mir hätte. Ich bin zufrieden, wenn ich reich bin im Heilande. Aber der Herr hat doch meine Vorsichtigkeit, gesegnet.“

Sebalduß versetzte: „Ich bin so vorsichtig nicht gewesen. Ich hatte noch keinen Begriff davon, daß

3

ein Mensch seinen Nebenmenschen mit kaltem Blute
anfassen und berauben könnte.

Ach mein lieber Bruder, die arme menschliche Na-
tur ist ganz verderbt. Wenn wir nicht durch die
Gnade ergriffen werden, so sind wir in grundlosem
unerforschlichem tiefem Verderbnisse.

Ey, mein Freund, von den Lastern einiger Böse-
richter kann man nicht auf die Natur der Menschen
überhaupt schließen. Wir sind von Natur nicht ge-
neigt, wie die wilden Thiere, uns anzufallen, sondern
in Gesellschaft zu leben, und uns zu unterstützen.

Ach wir armen Menschen! wie könnten wir uns
unterstützen, wenn uns die Gnade nicht unterstützte,
wie könnten wir etwas gutes wirken, wenn es die
alleinwirkende Gnade nicht wirkte.

Freylich! wir haben alles durch die göttliche Gnade.
Aber die Gnade wirkt nicht wie der Keil auf den
Kloß. Gott hat die Kräfte zum Guten in uns selbst
gelegt. Er hat uns Verstand und Willen, Nei-
gungen und Leidenschaften gegeben. Er will, daß
wir thätig seyn sollen, so viel gutes zu thun, als
uns möglich ist. Er hat Würde und Güte in die
menschliche Natur gelegt.

O Welch ein Selbstbetrug, mein lieber Bruder!
rief der Fremde mit einem tiefen Seufzer aus: Wenn

„wir Gott wohlgefällig werden wollen, so müssen wir
 „nichts als lauter Elend und Unwürdigkeit an uns
 „sehen:“

„Wollt ihr zu Jesu Herden,

„So müßt ihr gottlos werden!“

„Das heißt, ihr müßt die Sünden

„Erkennen und empfinden,

„wie ein theurer Knecht Gottes singet. Wir müssen
 „an der Gnade hängen, die Gnade alles wirken
 „lassen, der Gnade alles Gute zuschreiben; denn
 „wird die Gnade in uns erst recht groß, wenn wir
 „recht klein, recht unwürdig werden.

„Wenn wir uns mit den Sicchen

„Ins Lazareth verkriechen!“,

Sebalbus zuckte die Achseln, und sagte: „Dies sind
 „gesalbte Schalle, die einer verderbten Einbildungs-
 „kraft heilig scheinen, die aber keinen Sinn enthalt-
 „ten. Wir besitzen Kräfte zum Guten. Wer dieß
 „läugnen wollte, würde Gottes Schöpfung schänden,
 „der uns so viele Vollkommenheiten gegeben hat. Ohne
 „den Einfluß einer übernatürlich wirkenden Gnade zu
 „erwarten, können wir Tugenden und edle Thaten
 „ausüben. Oder sind etwa Hochmuth, Men-
 „schenliebe, Freundschaft, Großmuth, Mitleiden,
 „Dankbarkeit nicht Tugenden?“

„**Meine**

Scheintugenden, mein lieber Bruder, weltliche
 ehrbare Scheintugenden. Mit solchem Bettlersman-
 tel, will der unwiedergeborene Mensch, den Ausfall
 seiner natürlich verderbten Natur bedecken. Wie
 diesen sogenannten Tugenden aber, kann man auf
 ewig in den Schwefelpfahl geworfen werden, aus-
 welchem keine Erlösung ist. Dieß sind nicht die
 wahren gottgefälligen Tugenden. Wenn Tugenden
 nicht aus der Gnade entspringen; so sind sie ge-
 schminckte Laster zu nennen.

Wozu soll man so seltsame Benennungen erden-
 ken? Ich vergebe z. B. den Räubern die mich be-
 raubt haben, ich wünsche ihre Besserung. Dieß ist
 so wenig die Wirkung einer übernatürlichen Gnade,
 daß es vielleicht bloß nur die Wirkung meines Alters,
 oder meines Temperaments ist. Ist dieß aber des-
 wegen Gott nicht gefällig? Ist es ein Laster?

Wenn es nicht aus Herzlichkeit zu dem blutigen
 Versöhner geschieht, so ist es nichts als ein welt-
 liches Tugendbild, eine nachgemachte Frömmigkeit,
 bey der man ewig verloren gehen kann!

Sprechen Sie doch nicht so! Hiemit kann man al-
 ten Mütterchen allenfalls eine Furcht einjagen,
 aber man beweiset nichts. Ich habe über diese Sa-
 chen reiflich nachgedacht, und ich finde, daß weder

eine blutige Verſöhnung, noch eine ewige Verdammniß, mit den erhabenen Begriffen, die wir von Gott haben müſſen, zuſammenſtimmen.

Ja! Ja! ſo geht es! je mehr die Menſchen alles durch ihre bloße Vernunft einſehen wollen, beſtoweniger erkennen Sie ihre angebohrne Blindheit und Finſterniß. Mir fällt hiebey ein, was ein Ite-
 ler Sohn des Heilandes ſagt: *) „Es iſt unvermeidlich, daß Seelen, die ſich nicht ganz in das evangelische Weſen verlohren haben, daß ſie ihren Bittern Brod, den ſie in den Mund ſtecken, gleichſam in dem Heilande verzehren, und denek das im Namen Jeſu auf den Abtritt gehen, noch ein Geheimniß iſt, in allerhand Verdenklichkeiten verfallen; aber die Gnaden- und Bundesleute verſtehen ſich auf halbs Worte, und wiſſen die Theilung des Tempels des Heil. Geiſtes in allen Ein- und Ausgängen, ohne Kopfbrechen zu machen.“

Sebaldus ſtarrete den Fremden an, ohne ein Wort zu ſagen. Dieſer glaubte vielleicht, er verſtanne aus Bewunderung oder Entzückung; Er ſuhr also fort:

Ach

*) Der Pietiſt hat dieſe Worte buchſtäblich aus den Bündingſchen Sammlungen, 8ten Stück S. 257. genommen.

Ach lieber! laß dich von der alleinwirkenden Gnade ergreifen! Laß dich von der Kraft des Bundesblutes anfassen. Bete herzlich um die Wiedergeburt. Bete daß du bald zum Durchbruch kommen mögest. Bete, bete, ich will mit dir beten, lieber Bruder!.

Sebaldus sagte sehr kalt: Ich pflege das Vater unser zu beten, darinn steht nichts vom Durchbruche, nichts vom Bundesblute, nichts von der Wiedergeburt und von der alleinwirkenden Gnade.

Der Pietist schlug die Hände über sein Haupt zusammen, und rief aus: Welcher Unglaube! welche fleischliche Sicherheit! O betrüge dich nicht Mensch! die Ewigkeit wird kommen, Quaal ohne Ende für den Sünder! —

Sebaldus gerieth in Eifer, und fieng an die Ewigkeit der Höllestrafen, mit dem besten ihm beywohnenden Gründen, zu widerlegen, aber der Pietist, der sich von je her auf inneres Gefühl, nie aber auf Gründe eingelassen hatte, antwortete nichts, sondern schlug nochmals die Hände über sein Haupt zusammen, hob die Augen gen Himmel, und fieng an, so laut er konnte, nachfolgendes Lied zu singen:

„Du spät ist zu erfahren, was Hölle und Ewigkeit, ach! willst du's darauf sparen, thu's nicht, heut ist noch Zeit, belehre dich von Herzen, daß du der Qual entgehst, denk, dann giebt es nicht Scherzen, wenn du vorm Richter stehst.“

„Der dir das Urtheil fället, das Leben rund abschneidet, zum Teufel dich gefället, des ewigen Todtsgericht, o Zeter! Ach! Weh! Jammer! Welch Heulen wird da seyn, wenn in die Marterkammer, der Henker schleppt hinein.“

„Dabin, wo keine Reue, kein Klagen helfen kann, die Marter geht aufs Neue nach tausend Jahren an! Da ist kein Glied so kleine, das nicht sein Leiden hat, der Leib der fühlt das feine, die Seel' auch früh und spat.“

„In

Der Leser glaube nicht erwan, daß ein solches Lied zu Bechse dieses Gesprächs erdichtet worden. Er darf auch nicht glauben, daß es erwan ein unbedeutendes Schwärmen für den Winkel eines fanatischen Conventikels verfertigt habe. Nein! dies Lied steht S. 792. eines, in die evangelisch-lutherischen Kirchen in der Churmark, unter öffentlicher Autorität, ausgeführten Gesangbuchs, betitelt: Geistliche und liebliche Lieder, welche der Geist des Glaubens durch D. M. Lütber, Joh. Hermann, Paul Gerhard und andere seiner Werkzeuge, in den vorigen und igtigen Zeiten gedichtet, und die bisher in den Kirchen und Schulen der Königl. Preuß. und Churf. Brandenburg. Lande bekannt, u. s. w. herausgegeben von Johann Vorst, Königl. Preuß. Consistorialrath, Probst und Inspector zu Berlin. Gedruckt zu Berlin in 17.

„In großer Furcht und Schrecken, in flüchter Dummheit, wird die Verdammten bedecken, Angst, Trauen, Traurigkeit, die Zähne werden klappen für Frost und kalter Eis, und werden blindlings klappen nach einem frischen Eis.“

„Sie werden ewig fallen ins Loch, das keinen Grund, und auf einander prallen zusammen in den Schlund, sich beißen, fressen, nageln, sich kuchen, lächerlich, der Tod wird sie recht plagen, ohne Ende: Seht, so gehts.“

„So geht es den Verfluchten in ihrem Hölleloch, den Schlemmern und Verruchten, ach gläubers, gläubers doch, wollt ihr daran noch zweifeln? so wahr ist, so wahr Gott, ihr fahrt zu den Teufeln, wo ihr das haltet für Gott!“

Dies Lied sang Sebalbus nicht mit, vielmehr zeigte er unter Absingung desselben sichtbare Reunzeln der Ungeduld. Nach dessen Endigung, gerieth er einige Minuten lang in ein tiefes Nachsinnen, und fragte endlich seinen Mitwandler:

„Sind Sie denn also ein Wiedergeborener?“

„Ja, antwortete er, mit sehr sanfter Stimme: das bin ich durch Gottes Gnade. Vor drei Jahren, den 1ten September, Nachmittags um 5 Uhr, hatte ich zuerst das selige innere Gefühl der Gnade, die

die bey mir zum Durchbruch kam, seitdem habe ich an der Gnade beständig gehangen, bin nie der Gnade satt worden.

„Also glauben sie doch gewiß ewig selig zu werden?“

„Ach ja! dessen bin ich gewiß:“

„Denn ich will stets ein Birnelein

„Auf des Lammes Wunden seyn

„Und fahren so in'n Himmel rein.“

„So! Und werden ewige Freude haben, und weiter den ganz geruhig zusehen,*) wie Millionen ihrer Nebenmenschen sich beißen, fressen, nagen, sich fluchen und lästern, wie der Tod sie recht plagt

*) Manchen eifrigen Gottesgelehrten, muß es nicht so ausbleiben seyn, als dem ehehlichen Sebaldu, daß die Seligen im Himmel die ewige Qual der Verdammten ganz getrubig ohne Mitleid, ansehen können. J. B. In M. Cyclacus Höfens kurzem und richtigem Himmelsweg wie ein Kind in 24 Stunden lernen kann, wie es sich der Hölle entgehen und ewig selig werden, einen Katechismus, der in Churfürstenthume Sachsen, und vielleicht auch in andern Provinzen, in vielen Schulen, zur Unterweisung der Jugend gebraucht wird, und der noch 1772 zu Leipzig gedruckt worden, findet man S. 97. folgende Fragen und Antworten:

„Wenn du wärest der Demen würdest in die Hölle sehen, würde dir die Hölle zu Herzen gehen, oder würde sie dir nicht zu Herzen gehen?“

„Antw. Sie würde mir nicht zu Herzen gehen.“

„Warum wird sie dir nicht zu Herzen gehen?“

„Antw. Weil meinem Willen mit dem Willen Gottes übereinstimmen wird.“

, plagt ohne Ende. Welcher Gräu! Können Men-
 , schen ihre Nebenmenschen so verdammen, und könn-
 , nen mit Wohlgefallen von ihrer Verdammung ein
 , feyerliches Lied singen!

Der Pietist lächelte, und sagte mit sanfter Stim-
 me. „Da siehet man den natürlichen Menschen! Ich
 , verdamme sie ja nicht, sondern (er lächelte nochmals)
 , die Bibel verdammet sie. Da steht es deutlich.

Sebalduß fuhr sehr heftig heraus: „Nein, das
 , steht nicht in der Bibel; und wissen Sie, wenn es
 , darinn stünde, so wäre sie nicht Gottes Wort. Ich
 , möchte eben so gern ein Aethiops seyn, als solche ab-
 , scheuliche Begriffe von Gott haben, daß er uns
 , das Leben rund abspricht, daß er uns dem
 , Teufel zugesellet, daß er uns durch Henker
 , in Marterkammern schleppen läßt, wo keine
 , Reue

Will man denn nicht endlich einsehen, wie unsinnig es
 ist, bey Kindern, indem man ihnen die Lehren der Reli-
 gion beibringen will, die edlen Empfindungen der Mensch-
 lichkeit zu unterdrücken, und wie abscheulich, sie zu lehren,
 daß ihr Willen mit dem Willen Gottes übereinstimme,
 wenn sie die übersichtenglichen Leiden anderer Menschen
 sich nicht zu Herzen gehen lassen. So lange solche Unge-
 reimheiten noch in unsern Katechismen stehen, dürfen wir
 den Sydret nicht anklagen, der einem Kapuciner die Worte
 in den Mund legt: „Be mol Predestiné, je zirai bien quand
 „ vous serez damné.“

, Reue, keine Klagen helfen kann. — Entschlich!
 , von Ihm so zu denken, dem Vater des Lebens, dem
 , Geber alles Guten!, —

Sebaldus war in großen Eifer gerathen; er brach plötzlich ab, und fieng an nachzudenken, wie der gute Mann gemeiniglich that, wenn er merkte, daß er sehr heftig geworden war, um zu überlegen, ob er sich auch vergangen, oder zu viel geredet habe.

Der Pletist bewegte den Zeigefinger seiner rechten Hand zweymal auf und nieder, und sagte sanftmüthiglich:

, Lieber Bruder, ich beweine deinen erschrecklichen Unglauben; und du kannst noch in ungöttlichen Eifer gerathen! Hier kann man den sichtlichen Unterschied des Standes der Natur und der Gnade sehen. Wer in der Gnade ist, der ist so ruhig, der erträget alles, der erduldet alles, stellet alles Gott anheim., —

Indem er dieß sagte, sprangen unvermuthet zwey Räuber, von welchen damals, nach eben geschlossenem Frieden, die ganze Gegend wimmelte, mit gezogenen Säbeln aus einem dicken Gebüsch, und fielen die Reisenden an. Sebaldus gab mit dem ruhigen Bewußtseyn, daß er sich nicht wehren könnte, und daß er wenig zu verlieren hätte, das wenige Silbergeld her, das ihm übrig geblieben war. Der Pletist hin-
 gegen

gegen war unter den Händen der Räuber todtensblaff, zitterte, und bezeigte sich sehr ungeberdig. Er wälzte sich auf die Erde, suchte seine Uhr zu verbergen, empfing aber darüber verschiedene Stöße und Schläge. Seine Taschen wurden demungeachtet sämlich ausgeleeret. Man nahm ihm auch sein neues feines Kleid, und den einen Räuber gelüstete endlich nach seinen ganz neuen Stiefeln. Er mußte, alles Welsgerms ungeachtet, sich auf die Erde setzen, um sie auszuziehen; da aber einer noch nicht völlig ausgezogen war, entstand ein Geräusch im Busche, und ein Hund schlug an. Hierüber wurden die Räuber flüchtig. — Der Dietist sprang auf, und schrie aus Leibeskräften: „Halt Diebe! halt Diebe!“ Als aber niemand kam, so setzte er sich, mit dem Stiefel in der Hand, abermals unter einen Baum, um recht herzlich auf die Bösewichter zu fluchen, die die Straßen berauben.“)

B 2

Zuletzt

*) Er soll, wie verschiedene Nachrichten bezeugen, den frommen Wunsch hingugerhan haben, daß ihnen, wenn das eiskalte Fieber ihre Glieder zerrütte, weder bittere Essenz noch Kirchengebet helfen möchten, welchen Wunsch der Verfasser des Gedichts Wilhelmine, der, nach Art der Dichterin, wegen der genauen Bestimmung der Zeiten und Personen, wohl die ungedruckten Urkunden nicht eben nachgeschlagen haben, dem Sebaldus beylegt. (S. Wilhelmine S. 79.) Es ist aber sehr unwahrscheinlich, daß Sebaldus einen solchen Wunsch sollte gerhan haben, da aus

Zuletzt sagte er zum Sebaldus, indem er ihm im Stiefel ein geheimes Täschchen zeigte, worin er sein Gold verwahrt hatte: ,Sehen Sie nun, wie der Herr, die Gottlosen mit Blindheit schlägt. Ist nicht dieß Gold durch ein Wunder gerettet worden?, Hier zog er seinen Stiefel an, und stand auf.

Sebaldus versetzte: ,Ich finde, daß der Stand, der Natur und der Gnade, wie Sie vorher bemerkten, wirklich unterschieden ist. Ich natürlicher Mensch kann den Verlust meines Geldes ruhig ertragen. Es waren freylich nur wenige Groschen, aber mein letzter Heller ist mit weg. Ihnen ist noch weit mehr übrig geblieben, als ich vorher hatte. Ey! Ey! ein Wiedergeborener sollte wenigstens nicht fluchen!

Der Pietist ward feuerroth, und sagte stotternd: ,Die Bösewichter verdienen den Fluch, daß sie, wie Sie vorher ganz recht sagten, Menschen wie wilde Thiere anfallen, da wir uns einander unterstützen sollten. Ach! und das wenige Gold hat der Herr nicht meinnetwegen mir so wunderbarlich erhalten, sondern um nothleidender Brüder und Schwestern willen,

aus sichern Nachrichten erhellet, er sey der Meinung gewesen, daß das Reichengeld überhaupt keine Anzahl leisten köndere.

,ken, für die ich es von christlichen Seelen gesammelt habe. Obwohl ich ihr selbst nothwendig bin, —

Er hatte nicht ganz unrecht, denn er stand im bloßen Hemde da, indeß ein ziemlicher Landregen zu fallen anfing, Sebaldus zog ungebeten seinen alten Ueberrock aus, und überreichte ihm denselben.

,Nehmen Sie, sagte er; ich begehe freylich ein geschminktes Laster, indem ich Ihnen diesen alten Kittel anbiete. Aber der Regen fällt zu stark, als daß wir, ihr seine Distinktionen machen könnten.

Der Pietist nahm den Ueberrock stillschweigend an; und weil beide Wanderer vielleicht über das Vorgefallene nachzudenken für gut fanden, so schwiegen sie auch den übrigen Theil des Weges, bis sie gegen Abend in Buxtermark ankamen.

Zweyter Abschnitt.

Es scheint, der Pietist war einer von den angesehenen Personen des Konventikels, deren Heiligkeitsgeruch sich gemeiniglich, zehn bis zwölf Meilen in die Runde, unter den frommen Seelen ausbreitet, die daher bey jedem Bruder und jeder Schwester auf ihren Reisen willkommen sind, und in deren Häusern mit eben der Zuversicht einsprechen, mit der ein reisender

Mönch, in ein an dem Ende seiner Tagereise liegendes Kloster eintritt. Unser Wanderer hatte eben deshalb Wüstermark zum Nachlager erwählt, weil er wußte, daß daselbst eine fromme wohlhabende Bauerswitwe wohnte, in deren Haus er auch so gleich gieng, und den Sebaldus seinem Schickjal überließ, der in einer elenden Dorfschenke eine Stube voll allerhand Gesindel antraf, unter welchem er sich diese Nacht wenig Ruhe versprechen konnte.

Man hat bemerkt, daß bey den Frömmlichen männliches Geschlechts, mit heißem Eifer für fromme Tugenden sehr oft eine große Hartherzigkeit verknüpft ist, seltener bey denen vom weiblichem Geschlechte. Die Bäuerinn hörte von ihrem Gaste kaum, daß er noch einen Reisegefährten habe, welcher, gleich ihm, von Räubern geplündert worden: so kam sie in die Schenke, und lud den Sebaldus zu sich ein. Sie trug auf, was ihr Haus vermochte, und die Wanderer erquickten sich.

Nach Tische fieng der Pietist die Betstunde an, mit der die reisenden Heiligen, da wo sie einkehren, gemeiniglich ihre Beche zu bezahlen pflegen. Sebaldus, so sehr er eine dürre Dogmatik, und eine störrische Polemik haßte, so sehr war er ein Freund herzlicher Andacht. Er war daher sehr erbauet van der stillen

stien Aufmerksamkeit der Bäuerinn und ihrer Kinder. Nach der Vortrag seines Reisegefährten war ihm nicht zuwider; denn dieser besaß vollkommen die Diebsamskeit, mit welcher Leute seiner Art sich bestreben, bey denjenigen, die sie nicht befehren können, wenigstens eine gute Meinung von sich zu hinterlassen. Er vermied also in seinem Vortrage, sehr weislich, alle Punkte, über die, wie er unterwegs gemerkt hatte, Sebaldus anderer Meinung war, und hielt sich bey allgemeinen ascetischen Betrachtungen auf, die der Bauerfamilie begreiflich schienen, und beyhm Sebaldus gleichförmige Gedanken erregten, mit denen er sich sehr zufrieden zur Ruhe legte.

Den Morgen früh, nach eingenommenen reichlichem Frühstück, dankten sie ihrer Wohlthäterin, und setzten ihren Weg weiter fort. Sebaldus genoß den schönen Morgen, sang ein fröhliches Morgenslied, und war so innig vergnügt, daß er gar nicht daran dachte, wie mißlich sein Zustand war, und welchen Zweck die Reise, auf der er jetzt eben begriffen war, haben könnte, bis sein Reisegefährte selbst das Gespräch auf Berlin brachte, wohin sie giengen. Dieser beseufzete, mit auf die linke Achsel gesenktem Haupte, und gen Himmel erhabenen Augen, das Elend dieser großen Stadt, wo, wie er versicherte, die Religion

ein Gespötte sey, wo niemand in die Kirche gehe, wo ein jeder rechtschaffner Christ verachtet werde, und wo Kotten und Ketzereyen regierten. Er beklagte den Sebaldus recht geflissentlich, weil er, als ein Fremdling, der sich nicht in den besten Umständen befinde, in dieser Stadt voll Irrgläubigkeit und voll Unglaubens, ganz gewiß werde umkommen müssen.

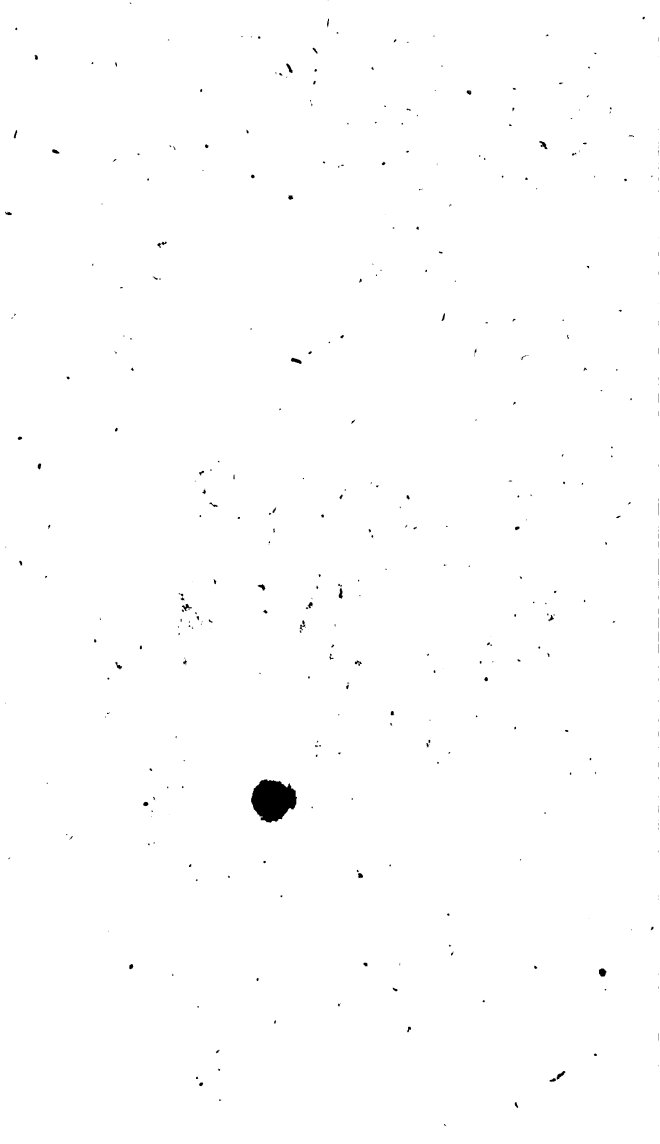
„Ich habe, sagte Sebaldus, bessere Hoffnung. Ich weiß aus der Erfahrung, daß bey dem, was viele heute Unglauben und Ketzerey nennen, die Liebe des Nächsten sehr wohl bestehen kann.“

„Nein! Nein! rief der Pietist mit erhabener Stimme, wo Glauben ist, da ist auch Liebe! die findet man aber in dieser Stadt, ja im ganzen Lande, gar nicht. Da herrscht lauter Eigennuß und Betrug, da gehen alle Laster im Schwange, da ist die Ausschweifigkeit aufs höchste gestiegen, da ist alle christliche Liebe erloschen.“

Er sagte dieses mit so vieler Dreistigkeit, und versicherte so oft, er kenne Berlin, wo er sich oft aufgehalten habe, so genau, und es sey überhaupt eine weltbekannte Sache, daß Sebaldus anfing darüber nachdenkend zu werden.

„Ich gestehe, sagte er, nach einiger Ueberlegung, wenn die Einwohner dieser Stadt, ja dieses ganzen Landes,





Landes, so beschaffen sind, als Sie sie beschreiben, so muß es ein wahres Unglück seyn, unter ihnen zu wohnen. Aber, fuhr er fort, — nachdem er noch, mehr ein wenig gestaunt hatte, — sollten Menschen, die so gesinnet sind, wohl in Gesellschaft leben können? Sollte ein Staat wohl in kurzer Zeit, blühend werden können, der lauter solche Bürger, enthielte? Und doch soll, wie man mich versichert hat, der Preussische Staat, nur seit Menschengedenken, sehr blühend geworden seyn; besonders soll ja Berlin am Wohlstande seit dreißig Jahren sichtlich zugenommen haben.,

Der Pöbel, der dieses Raisonnement nicht fassen konnte, sagte mit dummer Gleichgültigkeit: „Was hat das Zeitliche mit dem Himmlischen zu thun? Die Kinder dieser Welt sind immer kläger, als die Kinder des Lichts! Glauben Sie mir gewiß, es giebt in dieser großen Stadt, einige wenige fromme Seelen ausgenommen, die noch ihren HELLAND Lieb haben, nichts als böse Atheisten, die keinen Gott, keinen Teufel, und keine Hölle glauben.,

„Ey nun! sagte Sebalduß, wenn diese Leute keinen Gott glauben, so glaube ich einen und weiß, daß er keinem seiner Geschöpfe mehr Elend auflegen wird, als es tragen kann.,

Dritter Abschnitt.

Sie waren unter dergleichen Gesprächen durch Spandau gegangen, und hatten sie nur unterbrochen, um bey dem Hereingehen und Herausgehen die kurzen Fragen der wachhabenden Unterofficiere zu beantworten, die ein Paar so unansehnliche Passagiere nicht des Ausschreibens oder Meldens werth hielten. Als sie an Charlottenburg kamen, erblickte Sebalbus, mit Vergnügen, jenseit der Spree im königlichen Garten, die lange Allee dichtbelaubter Kastaniensbäume, unter denen einige einzelne Spaziergänger auf und abgingen. Er blieb auf der Brücke stehen, um noch einmal darnach zurück zu schauen. Vor dem Schlosse hingegen gieng er vorbei, ohne daß es ihm nur einmal eingefallen wäre, zu fragen, was für ein großes Gebäude dieß wäre. So sehr war er gewohnt von den Schönheiten der Natur schnell gerührt zu werden, und so wenig aufmerksam war er auf alle Pracht der Kunst.

Sie kamen nunmehr in den berlinischen Tiergarten. Je mehr sie forengien, desto mehr ward Sebalbus entzückt. Man muß anmerken, daß in der Nacht ein starker Sturzregen gefallen war, welcher den Sand, mit dem die Natur in diesen Gegenden

so freigebig gewesen ist, zum Stehen gebracht, und den Staub von den Baumblättern abgewaschen hatte, den tausend Frauznimmerschleppen, nebst einer verhältnißmäßigen Anzahl von Wagenrädern und Pferdesüßen, bey trockenem Wetter im Thiergarten zu erregen pflegen. Den Vormittag hatte sich das Wetter aufgeklärt, und bereits seit einigen Stunden, schien die Sonne. Die gänzlich reine Luft erhob das Grün der Bäume, das auf mannigfaltige Art abgewechselt, das Auge belustigte.

Die Wanderer sahen die glückliche Mischung dunkler Fichten mit schlanken Ulmen, hellgrünen weifrühdigen Birken, und glatten Akacien unterbrochen, denen hundertjährige majestätische Eichen zum Hintergrunde dienen. Melancholische Gänge von dichtem Lerchenholze, und von düstern Eibendäumen, führen auf weite Plätze und auf grüne Säle mit Statuen geziert, und mit Hecken von jungen Eichen, und von immergrünem Nadelholze umkränzt. Sie giengen durch beschattete Gänge, mit Linden, und breitbelaubten Platanusbäumen besetzt, hinter welchen dichte Gebüsche von Erlen und Espen die feuchten Gründe anfüllen, neben ihnen der verwachsene Wald, wo einsam der sokratische Ahorn wächst, und die Pappel und der Masholder, wo die weit sich ausbreitende Buche

Wache, ihre grünen gestreckten Äste wiegt, und erhabene Tannenspitzen auf schlanken und geradem Stamm, die belaubte Krone, hoch über den dichten Wald, einzeln himmelan strecken. Der frische Geruch des Nadelholzes vom Regen ausgelockt, und balsamische Lindenblüthe, erquickten sie, so wie sie giengen, und bey dem Uebergange über jede Querkette, begränzte die Aussicht der benachbarte Syceestrom, auf dem aufgespannten Segel vorbeyswallten.

Sie kamen endlich Nachmittags gegen drey Uhr auf den Platz bey den Zeltern, den, weil es Sonntag war, eine Menge Spaziergänger anfällete. Zwar war noch nicht die modische sechste Stunde da, welche die schöne Welt in den Zirkel zusammen bringt, um zu sehen, und gesehen zu werden. Die Excellenzen und die gnädigen Damen hatten sich nicht längst erst zur Tafel gesetzt. Die Kenner im Essen launeten noch an den reichgewürzten Fricassens, schmeckten die zusammenconcentrirten Säfte der feinen Ragouts, in Schüsseln mit Aja Jotida getrieben, und zogen im voraus das Fünmet des raren Wildes in sich, das ihrer Zähne wartete. Die reichen Kapitalisten, waren eben vom Burgunder und sechs und zwanziger Rheinis weine gesättigt, und fiengen an, bey dem Desserte, den Peter Semeyns, Syrakuser, Kiveosakes und

Cap:

Capwein aus Urinen Blüthen zu schlürfen. Die schönen Damen bürgerlichen Standes, waren eben im Begriffe zu Kaffeewitzten zu fahren, und ordneten die Geschichte des Tages, so wie sie sie erzählen wollten, in ihrem Kopfe zusammen, und die französische Kolonie war noch in der Vesperpredigt.

Kurz, es war drey Uhr, und es war also von der schönen Welt noch wenig zu sehen; hingegen wimmelte der Platz von den glücklichen Söhnen der Erde, die alle Sorgen der Woche am Sonntage völlig vergessen, und sich und ihr Leben, bey einem Spaziergange, und bey einem geringen Labetrunk, herzlich genießen. Arbeiter auf Weberstühlen und in Schmiedeeisen, füllten die Zelter an, und ließen ihren Besoschen unter lautem Gelächter aufgehen, oder steckten ernsthaftiglich über das gemeine Beste ihre Köpfe zusammen, weisagten neue Auflagen, und fällten Urtheile über Gerüchte von bevorstehenden Kriegen.

Der Fäkel, der nach drey Stunden der Schauplatz der Schönen, vornehmeres Standes, seyn sollte, war ihr vom gemeinen Manne, im besten Anzuge und voll frohliches Muthes, angefüllt. Da war mancher gesunder Jüngling, im neugewendeten Rocke und mit goldner Troddel am Hut köstlich gewußt, neben ihm in silberbedräumter Mäße, seine rothbüchtige Liebste,
die

die, zur Feyer dieses ihm längst versprochenen Spazierganges, ihre sämlichen sechs Röcke übereinander gezogen, und ihre neuen kalmanenen Schuhe nicht zergerissen hatte. Hinter ihnen, das Bild der ehelichen Vertäglichkeit, ein ehlicher Handwerksmann, der seinen jüngsten Knaben im langen Rocke auf dem Arme trug, indeß seine Frau ihres Mannes Stock in ihrer rechten Hand führte, ihre funfzehnjährige Tochter ihr zur Linken, in der Schönheit der Jugend, mit niedergeschlagenen Augen, die unter der emporstehenden Haube sanft hervorblickten. Die große Allee von der Stadt her, war von Spaziergängerin zu Fuß und zu Pferde bedeckt, und etliche Wagen brachten wohlbeleibte Tanten und bürgerlich erzogene Mächten, bis ans Thor, die nur die Reize eines angenehmen Spazierganges suchten, und auf wohlfrisierte Köpfe, und Aufsätze nach der neusten Mode Acht zu haben, nicht waren gewöhnt worden.

Sebalduß Selrn erheiterte sich bey dem Anblicke so vieler vergnügten Leute. Des Pietisten Selrn aber ward dadurch noch mehr gerünzelt. Er rief voll geistlichen Verdrusses aus: „Siehe da die Kinder der Hölle, wie sie den Läften des Fleisches nachziehen! Wie sie den Weg der Sünden gehen, reiten und fahren! Immer gerade in den höllischen Schwefelpfuhl hinein!“

„Behüte Gott!“ sagte Sebalduß: Ich sehe nichts
 , sündliches darinn, daß diese Leute den herrlichen
 , Tag genießen, den uns Gott giebt, so weit ich se-
 , hen kann, ist ihr Vergnügen sehr unschuldig,

„O, wie sündlich!“ sagte der Pietist mit entflamm-
 , ten Augen: das ist recht des Teufels Lockspeise, wenn
 , er uns mit dem weltlichen Vergnügen anlocken
 , kann. Ein rechtes Gnadenkind kann kein anderes
 , Vergnügen haben, als sein eignes Elend zu kennen,
 , und zu fühlen was es heißt, ein recht armer
 , Sünder zu seyn.

Sebalduß, dem diese gesalbten Weisprüche nicht
 gefielen, antwortete nichts, würde auch nicht zum
 Worte gekommen seyn; denn der Pietist, den die
 Herzlichkeit zum Zeilende ergriffen hatte, stieg
 an, die vorübergehenden zu ermahnen, ihnen die
 Abscheulichkeit des Spaziergehens an einem schönen
 Tage vorzustellen, und Ihnen dafür das Seiten-
 höhlgen anzupreisen, in welchem sie recht selige
 Spaziergänge halten könnten, u. s. w.

Einige giengen vor ihm vorbey, beynabe ohne ihn
 zu hören, andere gafften ihn an, ohne zu wissen, was
 sie aus ihm machen sollten, andere schüttelten den
 Kopf. Endlich versammelte sich doch allerhand Pö-
 bel, der schrie und lärmte, und vom Tollhause zu
 reden

reden anfang, ja einige hoben Erdlöcher auf, und warfen sie über ihn weg.

Sebaldeus fieng an zu fürchten, daß der Austritt ernsthafter werden möchte, und suchte seinen Reisefährten von seinem Vornehmen abzuhalten; dies sein aber hatte der geringe Anschein eine Art von Märtyrer zu werden, den Kopf angeflammt, und er fieng an, mit stärkerer Stimme, den Vorübergehenden ein Wort ans Herz zu legen.

Endlich gerieth er an einen Kerl, der nach seinem braunen Rocke und rund um den Kopf herum abgeschnittenen Haaren, nichts anders als ein Schächter oder Gerber seyn konnte. ,Mein Freund, redete er ihn an, er gehet, um sich die Zeit zu vertreiben, o! wenn er wüßte, wie wohl dem ist,

, Der da seine Stunden
 , In den Wunden
 , Des geschlacht'nen Lammis verbringt.,

Herr, sagte der Kerl mit starren Augen: was kann mir das helfen, ich bin vorigen Sonntag im Lammie gewesen, aber das Bier war sauer.,

Und damit gieng er fort. Der umstehende Pöbel schlug ein Gelächter auf, und verließ untre Reisenden. Der Pöbel verstummt.

Die Tugendhaften pflegen, in der Hitze ihres Eifers, gewöhnlicher Weise einen Rothregen, und allentfalls auch einige Häusliche, nicht zu achten, wenn es ihnen nur gelingt Aufmerksamkeit zu erregen: wenn sie aber trockner Weise ausgelacht werden, und niemand bey ihnen stehen bleibt, so kühlet sich ihr Eifer ab, und sie begnügen sich allentfalls, zwischen den Zähnen murmelnd, die dem Worte ungehorsamen Briefkinder dem Teufel zu übergeben.

So gieng es hier auch. Der Pietist schwieg mürrisch still, und Gebaldus, da sie indessen ins Thor traten, und unter den Linden fortgiengen, genoss die Schönheit dieser Allee, sog den Duft der Lindendüfte ein, und freuete sich über die frühlichen Gesichter, die ihm allenthalben entgegen kamen.

Sie giengen eilige Straßen stillschweigend fort, bis sie an eine Kirche kamen, in welcher Gottesdienst gehalten wurde. „Siehe da! rief der Pietist aus, wie leer der Weg zum Gottesdienst ist, und wie angefüllt der Weg zu den Häusern des Teufels war! O! wie ist doch alle Gottesfurcht, alle Liebe zum Heilande in dieser großen Stadt ganz ausgeilget! Wie wandelt doch jedermann im Pfade der Nachlässigkeit, läuft dem Teufel gerade in den Rücken, und stüret sich in das ewige Verderben!..“

Vierter Abschnitt.

Indeß war der Gottesdienst geendigt. Die Zuschauer verließen die Kirche, und Obalders mit ihnen. Dann fiel ihm wieder ein, daß er nicht kauft; wohnt er gewiß nicht, indem er in seiner Tasche keinen Pfennig hatte, und in dieser weitläufigen Stadt gänzlich unbekannt war. Er fing an, darüber verschiedene wärrige Betrachtungen zu machen.

Indem er damit beschäftigt war, gieng der Rath über die ihm vorüber, welcher gepredigt hatte. Sein selbes ihm kundt Gesicht, auf welchem die frühe Jugend blüht, war in eine weißgeüberte, in satistete Dollen wolkende Perücke gehalten, die auf beiden Schultern sanft hängte, und sich bis gegen die Mitte des Rückens in lang gezogenen Ringen kränkelte. Er saß, mit einer schon selbstgesägten Mine, und hier getübe vor sich hin, und dankte, mit langsamem Kopfnicken, rechts und links den gemeinen Leuten, die seinen stehgestellten Kragen, und den aufstehenden Rücken scholamantenen Mantel grüßten, den er zu wollen mit der linken Hand gleichsam aufnahm, indeß er mit der rechten Handhabenden Hute, drei Lagen, für ihren Gruß, eine Art von Segen zu theilen schien.

Er gieng in die nicht weit entlegene Stadt, und in Gebaldus' Hofe flieg plötzlich der gute Gedanken, oder nach gelehrter Exegese zu reden, die Offenbarung auf, daß er sich, in seiner gegenwärtigen Bekämmerung, am besten an den Jüngling wenden könnte, welcher so sehr von der christlichen Liebe gepredigt hatte. Er klopfte also an die Thür an.

Die Thür öffnete ein altlicher Mann, der, wie sich hernach auswies, der Vater des Kandidaten war. Er war ein ehrlicher guter Krämer, den in den Abendstunden und Sonntagsnachmittagen gern Erbauungsschriften las, die er nicht ganz verstand. Er war daher in des hochtrabenden Denslers, in des mystischen Trescho, in des weltweisen Liedens Schriften sehr bekümmert, und galt deshalb bey seinen Nachbarn für einen gelehrtest Mann.

Das Herz klopfte dem ehrlichen Krämer, als Gebaldus nach dem Prediger fragte, von welchem er eben die schönste Predigt von der Liebe gehört habe. „Es ist mein Sohn, rief er freudig aus: treten Sie doch näher, nicht lieber Herr!“ und damit führte er ihn in die Stube.

Gebaldus fand den Kandidaten, unter den Häuten seiner, über die erste Predigt ihres Sohnes noch entzückten Mutter, die ihn eben einen leichten

Schlafrock angezogen und eine weiße Wäsche aufgesetzt hatte, und noch beschäftigt war, ihm den gelehrten Schwefel von der Stirn zu wischen.

Sebalbus redete ihm an: Seine Predigt mache ihm Muth, sich bey seiner ihigen Verlegenheit an ihm zu wenden. Er sey selbst ein Prediger, obgleich seines Amtes entsetzt. Er habe zweymal durch Käuher seinen letzten Hocker, nebst seinen Empfehlungsbriefen verloren. Er bitte ihn nur um ein Obweh, und um guten Rath, wie er nothdürftig sein Brod verdienen könne.

Der Kandidat fragte ihn mit einer sehr weisen und ernsthaften Miene: Warum er seines Amtes sey entsetzt worden?

Sebalbus glaubte, dem Vorichte seines gewesenen Reisegefährten zu Folge, er werde sich am besten empfehlen, wenn er sich als einen Heterodoxen angebe. Er gestand also ohne Umstände, daß er wegen Abweichungen von den symbolischen Büchern abgesetzt worden.

Abweichungen! rief der alte Krämer, o! wenn Sie doch das schöne Büchlein gekent hätten, das wie neulich hier hatten? Fris! wo wars doch gedruckt? in Nürnberg? oder in Jena? da würden Sie habens lesen können, wie der liebe Mann die Abweicher abführt;

führt; 's ist 'n gelehrter Mann, warlich 'n gelehrter Mann, er würde Sie verachten, wenn er Sie kenne. Der Mann hält was auf Orthodoxie.

Er würde noch weit mehr geplaudert haben, aber der Kandidat, der es ungern sah, daß sein ungelehrter Vater geschwinder antworten wollte, als er, fiel ihm mit pathetischer Stimme ins Wort, und sagte: Es thut mir sehr leid, daß Sie nicht besser auf die symbolischen Bücher gehalten haben. Hier zu Lande schreien wir leider! zwar nicht darauf, sie sind aber doch ein Pactum, und Pacta sunt servanda. — Und worin fuhr er mit aufgeworfenem Unterkinn fort, worin fanden Sie denn für so nöthig von den symbolischen Büchern abzugehen? :

Sebalduß, etwas kleinlaut, antwortete: In der Lehre von der Ewigkeit der Höllestrafen.

Der Kandidat schlug seine Hände über seine weiße Nase zusammen, und rief aus: Wie ist es möglich, daß jemand an einer so göttlichen Lehre zweifeln kann? Haben Sie denn den ersten Theil meiner Predigt nicht gehört?

Nein, sagte Sebalduß, weil er erst gegen das Ende derselben gekommen sey.

Das thut mir leid, sagte der Kandidat; denn ich habe darinn bewiesen, die wahre christliche Liebe er-

fordern, daß man alle diejenigen, welche nicht den wahren evangelischen seligmachenden Glauben haben, durch alle nur möglichen Mittel in den Schooß der Kirche zurück zu bringen suche, eben deshalb, damit man ihre Seelen rette, und sie nicht ewig verdammet würden.

Er würde seine ganze Probität wiederholt haben, wenn nicht der Vater in großem Eifer aufgefahren wäre: „Was? keine ewige Höllestrafen? das wäre schön, wenn mein Nachbar an der Ede gegenüber nicht sollte ewig verdammt werden! Er, der das Dogmatum verachtet, der in gar keine Kirche geht, der wie einen Proceß an den Hals geworfen, der ihn gewonnen hat! der gottlose Mann! der Atheist! der Separatist!“

Sebalduß wollte sich vertheidigen; aber der Krämer nahm ihn beim Arm, und schob ihn höflich zur Thür hinaus.

Sebalduß war sehr betreten, weil er aber sah, wie äußerst nothwendig es sey, sich an irgend jemand zu wenden, so gieng er zu dem Nachbar gegenüber, von dem er bessere Gesinnungen hoffte, weil er nicht so orthodox seyn sollte, als der Krämer.

Er fand einen Mann von bloßem sanftmüthigen Aussehen, in einem kleinen grauen Rock, und einer
baum:

baumwollenen Perücke, der, an seinem Pulse sitzend, vom Posten in sein Hauptbuch trug.

Sebalduß erzählte ihm, was in des Nachbarn Hause vorgefallen war, und wiederholte seine Bitte um einen guten Rath.

Der Separatist sagte mit schwacher und sanfter Stimme: „Ich wundere mich nicht über meines Nachbarn unchristliche Rede, denn er hat den Geist nicht, der das Leben giebt. Freylich sind die symbolischen Bücher eine Erfindung des Teufels, so wie der ganze geistliche Stand. Ein jeder wahrer Christ ist ein Hoherpriester. Die Geistlichen haben die Welt von sich her verführt, und da Er mein Freund! von dem Stande ist, so gehe Er in Gottes Namen, wohin Er will, ich habe nichts mit Ihm zu schaffen.“

Er klopfte noch an einigen Thüren an, wo man ihn, als einen verirrten Bettler, abwies.

Endlich gerieth er in ein Lokal, wo vier lockere Brüder zwischen acht Flaschen saßen, und sämtlich von Weine glüheten. Sie hatten schon dreyimal ihren gewöhnlichen Zirkel von schlüpfrigen Wortspielen und abgeschmackten Epigrammen über ehewürdige Sachen durchgegangen, und hatten schon dreyimal sich gelächelt, über das Gelachen, was nicht lächerlich ist, und sie warzu eben im Begriffe, trotz der Dünste

des Weins, mit Wein sie ihre hirnlosen Köpfe ansetzten, in ein allgemeines Gähnen zu gerathen. Der Zufall führte ihnen den Sebaldus zu, dem sie gleich ansahen, daß er sehr leicht aufzufäumen seyn würde. Der wichtigste unter ihnen, nachdem er den andern einen Wink gegeben hatte, nahm den Sebaldus, der eben wieder aus der Thür zurücktreten wollte, mit freundlicher Miene bey der Hand, ließ ihn sich niedersitzen, und fragte ihn um sein Anbringen. Er schloß ihn recht sehr zu bedauern, fragte dem guten Sebaldus dessen Herz gewöhnlicher Weise auf seiner Zunge saß, sehr bald seine Geschichte ab, und erzählte auch von ihm seine Neigung zur Apokalypse, der er den lautesten Beyfall zu geben schien, indes seine Gefährten im innern Munde lachten. Er bewährte mit scheinholziger Miene den Sebaldus, wegen seiner vielen erlittenen Unglücksfälle, und fragte ihn, wie er sie habe so geduldig ertragen können. Unvermuthliches Unglück zu ertragen, wird einem weisen Manne leicht, und die Hoffnung jenes Lebens. — Hier konnte sich einer der Gäste, der dem Sebaldus gegen über saß, und ihn schon lange, den Kopf auf beide Ellenbogen gestützt, angegaffet hatte, nicht länger halten, sondern schlug über jenes Lebens eine laute Saße auf. „Du alter Narr, wie er, du

, du wirst eben so wohl in nichts verbandelt werden,
als ich und wir alle; drum laß uns noch eins trin-
ken. Denn (er sang)

, Unser Leben währet kurz

, Es vergeht geschwinde.

Hiermit schenkte er ein volles Glas ein, und brachte es dem
Sebaldus: Da trink mit, auf der Babylonischen Thür
, Gesundheit!, Alle vier brachen in ein Pferdeges-
lächter aus, und Sebaldus, der jetzt erst merkte in
was für Gesellschaft er war, ließ sich durch kein Zured-
den aufhalten, sondern eilte zur Thür hinaus, und
schöpfte nicht eher wieder frische Luft, bis er auf der
Straße war. Er empfand den ehrlichen Unwillen,
den ein kluger Mann allezeit empfindet, wenn er
merkt, daß er einer Gesellschaft von Narren zum
Schauspieler gedienet habe. Hierzu kam die Beküm-
merniß über seine nun mehrmahls fehlgeschlagene
Hoffnung, sich die ersten Bedürfnisse des Lebens zu
schaffen.

Er wollte eben in laute Klagen ausbrechen, als
ihm sein gewesener Reisegefährte begegnet. Derselbe
war in einen guten tuchenen Rock gekleidet, gieng
mit niedergeschlagenen Augen ernsthaft einher, in
Gesellschaft, eines braunen von der Sonne verbrant-
ten Menschen von widriger Miene, der in Kesselflei-
ders

harn, und mit einem Hirschfänger umgürtet war. Er würde den Sebaldo nicht angesehen haben, wenn dieser ihn nicht bey der Hand genommen, und ihn also angeredet hätte:

„Ach! Sie haben wohl recht, daß in dieser Stadt alle christliche Liebe erloschen ist. Aus den Häusern weiset man mich weg, und auf der Straße bin ich unter hundert Menschen, die vor mir vorbey ihren Vergnügungen, oder Geschäften nachellen, eben so eifusam, als in einer Wüste. Der Tag fängt sich an zu neigen, und ich weiß noch nicht, wo ich ein Obdach finden soll. Großer Gott! was soll aus mir werden?“

„Ja freylich, sagte der Dietz, wo die seligmachende Gnade nicht ist, da ist keine Liebe; aber ein guter Christ muß doch nicht verzagen. Wissen Sie was? wenn es dunkler wird, so gefellen Sie sich an den Nachwächtern, und gehen mit ihnen auf eine Hauptwache, da können Sie schlafen. Morgen früh wird sich wohl etwas finden. Leben Sie wohl, ich muß eilen.“

Sebaldo wollte ihn noch aufhalten, aber er riß sich los; denn er sollte einem jungen Herrn nach heute unverzüglich Geld verschaffen, und das Pfand war sehr sicher.

Sebalduß, von aller Hülfe verlassen, irrte noch einige Stunden, fast ohne Besinnung, auf den Straßen herum. Er hatte, seit dem frühen Morgen, noch nichts gegessen, er war von der Reise, und vom Gram äußerst ermüdet, alle seine Glieder ermatteten, alle Hoffnung verließ ihn, und er sank, als es anfing büffel zu werden, deynahé ohne es selbst zu wissen, unter dem Bogengange der Stechbahn in einen Winkel trostlos nieder. Hier lag er, unter den traurigsten Betrachtungen. Bald fiel ihm die Hartherzigkeit des Scavizius und des Präsidenten ein, die ihm in seinem Vaterlande nicht einmal die Luft gedönnnet hatten; bald gieng ihm die Gleichgültigkeit der Einwohner Berlins ans Herz, die auf das Elend eines Nebenmenschen so wenig Acht hatten. Die Standhaftigkeit, die ihm sonst sein ruhiges Temperament gewährte, hatte ihn ganz verlassen. Er stieß laute Seufzer und die bittersten Klagen aus. Er erregete dadurch die Aufmerksamkeit vieler Vorübergehenden, die von Spaziergängen, oder Spaziergängen zurück kamen. Einige sagten: „Da liegt ein Mensch!“, andere: „Was muß das für ein Mensch seyn?“, andere warfen ihm ein Paar Dreyer zu, die einen Mann, dessen Gesinnungen das Elend noch nicht ganz hatte erniedrigen können, demüthigten, ohne ihn zu helfen.

Ende

Seidewiebeln und die Tochter bey einem Nährhahnen beschäftigt. Er stieg sogleich umgehoben an, seinem Wohlthäter in seiner Schularbeit zu helfen.

Nach dem Mittagsessen dankte er ihm, von ganzem Herzen, für seine gastreiche Aufnahme, und fügte die Bitte hinzu, daß er ihm Anleitung geben möchte, selbst sein Brodt zu verdienen.

„Was meinen Sie zu verstehen, antwortete der Schulmeister, das hier in Berlin brauchbar wäre, und das Sie ausüben oder lehren könnten?“

„Ich habe gedacht, sagte Sebaldus, daß, da, in dieser großen Residenz, die wichtigsten Landes- und Regierungsgeschäfte, Kriegsanschläge, Handels- und Nahrungsgeschäfte, u. s. w. vorkommen, müssen, und da keine von diesen Sachen ohne Philosophie geführt werden kann, so würde ich am besten mein Auskommen finden können, wenn ich Unterricht in der Philosophie gäbe. Wenn ich auch nicht an die Großen käme, so muß doch ei. jeder Bürger vernünftig zu leben suchen, und dieß kann ich nach den neuesten und gründlichsten Grundsätzen des Hrn. D. Crusius lehren. Ich kann aus der Thelematologie, aufs unwiederleglichste, die Ethik, die natürliche Moralthologie, das Recht der Natur und die allgemeine Klugheitslehre



Lehre betreten. Denen, die nicht so tief eindringen wollen, kann ich einen halbjährigen Kursus über Wüstemanns Einleitung in die Philosophie des Hrn. D. Crusius halten.

Wer ist der Crusius? und wer ist der Wüstemann?

Wie? Herr D. Crusius ist ein weltberühmter Mann, den alle Gelehrten aus Einem Munde preisen, der die Thelematologie erfunden hat, der sich dem Wolfischen Fatalismus entgegengesetzt hat, der muß in Berlin in allen Gesellschaften genennet werden, dessen Schriften müssen alle Gelehrten sich zum täglichen Studium machen.

Es kann seyn. Ich bin kein Gelehrter, aber ich bin in vielen Häusern in Berlin bekannt; ich war drey Jahre Schreiber bey einem Mitgliede der Akademie der Wissenschaften, zwey Jahre Bedienter bey einem Minister, und anderthalb Jahre Küster bey einem sehr gelehrten Prediger, der mir alle seine Manuscripte vorlas, und doch habe ich den Namen Crusius in meinem Leben nicht nennen hören. Und wie hieß der andere? —

Magister Wüstemann. Dieser hat die freylich etwas weitläufigen Schriften des Hrn. Doktors in ihren kurzen Begriff gebracht. Ich dachte, er müßte

D

aus

, auswärts eben so berühmt seyn, als Wichmann,
 , Reinhold, Schmid, Pezold, die des Herrn
 , Doktors lateinische Schriften, den Ungelehrten zum
 , besten, ins Deutsche übersetzt haben. Zudem wird,
 , wie ich höre, in Leipzig und in Wittenberg über seine
 , Einleitung gelesen.

, Ich habe schon mehrmals bemerkt, daß Leute, die
 , auf Universitäten für sehr berühmt gehalten werden,
 , in Berlin keinem Menschen bekannt sind. Ich glaube
 , überhaupt nicht, daß Sie in Berlin durch Philoso-
 , phie Ihr Glück machen werden. Da hilft Kunst
 , und Protection, dieses Weizen und langes War-
 , ten oft mehr, als das beste System. Was haben
 , Sie sonst nöthig, womit haben Sie sich außer der
 , Philosophie am meisten beschäftigt?

, Ich habe meine Nebenstunden hauptsächlich zu
 , Verfertigung eines Kommentars über die Apokalypse
 , angewendet. Ich habe ihn bey einem Freunde nie-
 , dergelegt. Mir fällt eben ein, ich könnte ihn kom-
 , men lassen; denn unter uns gesagt, ich beweise dar-
 , in, daß der König von Preußen in kurzem ansehn-
 , liche Provinzen erhalten wird, nebst vielen andern
 , wichtigen und nützlichen Dingen.

, Mein lieber Freund, die Apokalypse ist in Berlin
 , noch weniger in guttem Geruche, als die Philosophie.

, Wenn

Wenn Sie hätten weisagen wollen, so hätten Sie müssen vor drey oder vier Jahren kommen, als wir noch Krieg hatten. Da galten noch die Weissagungen etwas. Und doch ist die Frage: ob nicht Pfannenstiel der Leinweber, weit über Sie gewesen seyn würde, welcher nicht allein die Schlacht bey Zorndorf auf den Tag vorher sagte, da sie wirklich geschah, sondern auch, was noch mehr war, den Gefang, der den darauf folgenden Sonntag in der Kirche gestungen werden sollte. Nein! mit Weissagungen kommen wir nun in Berlin nicht mehr fort. Verstehen Sie nichts anders? Können Sie Franzosen, können Sie rechnen, können Sie tanzen, können Sie den Hunden den Tollwurm schneiden? Dieß sind Künste, die ihren Mann ernähren.

Von alle dem verstehe ich nichts, sagte Sebastian, mit klettmäthiger Miene. Ich verstehe zwar noch etwas, aber das wird mich auch zu nichts führen, da man in Berlin sogar mit der Philosophie nicht fortkömmt. Ich kann ein wenig auf dem Klaviere spielen; aber was wird mir das nützen?

Halt, mein Freund, damit kommen wir weiter, als mit allem andern. Diese Geschicklichkeit wird Ihnen nicht reichliches, aber doch nöthdrftiges Brodt geben. Sie werden auch Noten schreiben können.

, können. Mit diesen beiden Künsten habe ich mich selbst über zwey Jahre erhalten.,

Sebaldus ward also zu einem Musiker von der untern Klasse umgeschaffen. Er unterwies gemeiner Leute Kinder auf dem Klaviere, und für vornehmere schrieb er Noten. Er ward hiedurch, zu seinem großen Vergnügen, in gar kurzer Zeit in den Stand gesetzt, seinem Wohlthäter, der nun sein vertrauter Freund geworden war nicht fernere beschwerlich zu fallen, ob er gleich fortfuhr bey ihm zu wohnen.

Es waren schon ein Paar Monate, in Zufriedenheit, und ohne merkwürdige Vorfälle, verstrichen, als eines Tages dem Sebaldus von einem gewissen Hrn. S. einige Musikalien zum Abschreiben zugesandt wurden. Er ward auf diesen Namen sehr aufmerksam, er glaubte ihn irgendwo gehört zu haben, er erkundigte sich näher nach diesem Manne, und erfuhr, daß er bey einem Grafen Hofmeister gewesen, und von einer von demselben erhaltenen ansehnlichen Pension lebte. Nun besann er sich, daß an einen Mann dieses Namens des Majors in Leipzig Rekommendations schreiben gerichtet gewesen wäre, an das er, seitdem es verloren war, nicht gedacht hatte. Er ward begierig diesen Mann näher kennen zu lernen, er überbrachte seine Abschriften selbst, gab sich zu erkennen

und

und ward von Hrn. J. mit der größten Freundschaft aufgenommen. Noch mehr, er erfuhr von ihm, daß der Major, durch Wunden zum Dienste untüchtig, von einem erhaltenen Gnadengehälte in Berlin lebe.

Er sah denselben noch an eben dem Tage in Gesellschaft des Hrn. J. Der Major empfing den Sebalduß mit herzlichem Händedrücken. Er biß die Zähne zusammen, als er hörte, wie treulos Stauzius, nach dem Abmarsche des Obersten, gegen seinen Freund gehandelt habe; er erbot sich, auf die treuherzigste Weise, ihm durch Vorkprache noch eine Feldpredigerstelle zu verschaffen, und bis dahin sein Gehalt mit ihm zu theilen. Sebalduß, obgleich über diese großmüthigen Anträge gerührt, verbat sie doch. Das unabhängige Leben fieng ihm an zu gefallen, und da er gewohnt war so wenig zu bedürfen, so erwarb er mit seiner Arbeit mehr, als er zu seinem Unterhalte nöthig hatte.

Mit Mühe ließ er sich bereden, bey dem Hrn. J. eine bequemere Wohnung einzunehmen, und desselben Tischgenosse zu werden, weil ihn derselbe versicherte, daß er, seitdem er Wittwer sey, und seine Kinder verloren habe, in seiner Einsamkeit einen Gesellschafter zu haben wünsche.

Der Superintendent war ein ganz selner Mann, der in verschiedenen Arten der Gelehrsamkeit nicht fremd war. Ich konnte mich mit ihm unterhalten, wir unterredeten uns oft von Verbesserung der Mängel der Religion; denn ob er gleich nichts dazu beizutragen Lust hatte, so mochte er doch gern, unter vier Augen, davon sprechen. Er freute sich, daß ich selbst dachte. Ich durfte ihm meine Zweifel vortragen, und da ich oft mit seinen Beantwortungen zufrieden war, so gewann er mich lieb. Die Hauptneigung dieses alten Mannes war die Naturgeschichte, und zwar hauptsächlich die Nomenclatur und Classification derselben, welches nun freylich eben nicht meine Neigung war. Er wollte mich behelligen, indem er mich zum Mitgliede einer Gesellschaft aufnehmen ließ, welche er mit dem Bürgermeister, dem Konrektor und dem Apotheker errichtet hatte. Diese sammelten Insekten, Vögel, Steine, Versteinerungen, Mineralien, tauschten mit benachbarten Liebhabern, brachten Kabinette zusammen, ordneten sie bald nach diesem bald nach jenem Systeme, lasen sich lange Abhandlungen darüber vor, wozu der Superintendent die Theologie lieb, und keinen Insektenstängel, keine Vogelklaue, oder Quarzdruse, ohne erbauliche Nutzenwendung ließ. Dies war alles ganz

ganz gut, nur daß es für mich ein wenig langweilig war. Ich fieng also nach einiger Zeit an, seltener in die Gesellschaft zu kommen, und vermied, so viel ich konnte, mit auf die Insektenjacht zu gehen. Hierüber bekam ich einen Verweis vom Superintendenten; denn so freundschaftlich er war, hatte er doch den kleinen Fehler, daß er sich derer ganz bemächtigte, die er in Affektion genommen hatte. Er ordnete ihre Studien an, er bestellte ihr Hauswesen, er erdachte für sie die Vergnügungen, die sie sich machen sollten, und er hatte für alles weise Gründe anzuführen, denen man nicht widersprechen durfte. Ich durfste mir also nicht merken lassen, daß Sammlereyen und Klassificationstabellen, wie er sie liebte, für mich sehr wenig Reiz hatten, sonderlich wenn dabey bloß die Augen und das Gedächtniß, keinesweges aber der Verstand, beschäftigt ist. Hingegen mußte ich geduldig zuhören, wenn er mir, als eine väterliche Weisung, einprägte: „daß Spekulation den Geist nicht bessere. daß man, bey tiefstinnigen Untersuchungen über Raum und Zeit, ein Weist bleiben könne, daß hingegen durch Walpurgers Kosmotheologische Betrachtungen *) schon mancher Freygeist belehret worden sey.“ Er

*) Ein Buch in vier dicken Quartbänden.

er sich gegen mich deutlich erklärte, konnte ich wohl merken, daß seine Zuneigung gegen mich abgenommen hatte.,

Mein Unstern trieb mich endlich, ein Buch zu schreiben, worinn ich mich über gewisse dogmatische und moralische Materien, über die ich lange und reiflich nachgedacht hatte, freymüthig erklärte. Dieß machte im Städtchen Aufsehen. Weder der Superintendent, noch meine übrigen Kollegen, nebst ihren Vorfahren seit drey Generationen, hatten jemals ein Buch geschrieben. Man hielt mich also für naseweise, daß ich, als der jüngste Diakon, hierinn eine Neuerung machen wollte. Selbst der Superintendent billigte diesen Schritt nicht, besonders war ihm die dreiste und freymüthige Art, mit der ich verjährte Vorurtheile angegriffen hatte, sehr mißfällig.,

Berghebens erinnerte ich ihn, daß dieses eben die Sätze wären, über deren Richtigkeit wir oft in unsern Unterredungen übereingekommen waren, und die ich zum Theil oft aus seinem eignen Munde gehört hätte.,

„Das war ganz etwas anders, versetzte er, etwas er-
 „higt: dergleichen Sachen kann man wohl unter vier
 „Augen untersuchen, aber man muß sie nicht öffentlich
 „sagen. Und Sie am wenigsten, als ein Prediger, häc-

„ten

„ten sich hierüber so positiv erklären sollen. Wir muß-
 „sen uns dem Urtheile des gemeinen Haufens nicht bloß
 „stellen, er erschrickt über ungewohnte Wahrheiten,
 „und wir verlieren das Zutrauen, das wir zu seiner
 „Besserung anwenden könnten. Wenn ein Prediger
 „Zweifel über dogmatische Sätze hat, so ist es am bes-
 „sten, daß er sie ganz verschweige, aufs höchste kann
 „er lateinisch darüber schreiben, für gelehrte Theolo-
 „gen, die davon so viel in die Welt können kommen
 „lassen, als sie nöthig finden. „

,Vergebens stellte ich ihm vor, wie nöthig es wäre, daß
 ,der große Haufen über gewisse Wahrheiten belehret
 ,würde; vergebens bemerkte ich, daß viele Zweifel des-
 ,halb nicht unbekannt blieben, wenn auch die Gottes-
 ,gelehrten davon schwiegen, weil sie den Weltleuten oft
 ,aus andern Büchern, und durch Unterhaltungen mit
 ,denkenden Köpfen, schon längst bekannt geworden wä-
 ,ren, und wenn sie nicht näher beleuchtet und erör-
 ,tert würden, zuweilen noch weit mehr Schaden
 ,thun könnten. Ich wollte noch weiter gehen, ich
 ,wollte ihm zeigen, daß ich es an der nöthigen Klug-
 ,heit nicht hätte ermangeln lassen, sondern verschle-
 ,dene Gedanken verschwiegen hätte, die ich öffentlich
 ,bekannt zu machen noch nicht für rathsam hielte.
 ,Ich entdeckte ihm einige, sie gefielen ihm nicht, er
 , wollte

, wollte mich überlegen, ich suchte mich zu vertheidigen, und was das Schlimmste war, ich hatte Recht, und er ward hinhlig, nahm ein saures Amtsgesicht an, that einen Wachtspruch, und brach das Gespräch ab.

, Der gute alte Mann, sah es zwar sehr gern, wenn andere frey dachten, so weit, als er sich selbst das Ziel gesteckt hatte; aber denjenigen, der nur einen Schritt weiter gehen wollte, verachtete und haßte er noch mehr, als den; der alles beym Alten ließ. Er hat es mir nachher nie vergeben können, daß ich hatte weiter sehen wollen, als er. Es war ferner auf keine Freundschaft zu rechnen. Er mißbilligte öffentlich mein Buch um sich zugleich selbst desto kräftiger vor dem Verdachte der Heterodoxie zu sichern, und machte dadurch meinen Kollegen mehrern Rath, die schon längst den jungen gelehrten Diakon mit scheelen Augen angesehen hatten. Man vermied mich, man lud mich ferner nicht zu andern gewöhnlichen Zusammenkünften ein, und ich blieb ganz einzeln, mit meinem Freunde dem Officier.

, Ich hatte nur ein sehr kümmerliches Auskommen. Man weiß, wie schlecht überhaupt die festgesetzte Geldeinnahme der Prediger ist. Ihr hauptsächlichster Unterhalt beruht auf zufälligen Einkünften, besonders
, auf

, auf dem Beichtgelde. Zu der Zeit, da die Layen glaub-
 , ten, daß sie die Vergebung der Sünden bloß von
 , dem Priester, durch Beichte und Absolution, erhalten
 , könnten, wandten sie auf eine so nöthige Waare frey-
 , lich schon ein Erkleckliches. Nachdem man ihnen aber,
 , in Schriften und von den Kanzeln, so nachdrücklich
 , eingeprägt hat, daß, ohne wahre Besserung des Her-
 , zens, die Absolution gar keine Kraft habe, so hat die
 , große Menge, welche nie Willens gewesen ist sich
 , zu bessern, gemerkt, daß sie ihr Geld für eine leere
 , Ceremonie ausgabe, und hat theils die Absolution
 , viel seltener verlangt, theils viel karglicher bezahlt.
 , Da nun also hierauf gar nicht mehr zu rechnen war,
 , so konnten wohlgesinnte gelehrte Prediger, die nur
 , ihre Pflichten zu erfüllen suchten, ganz ruhig darben,
 , aber ökonomische Prediger, die ihr Amt als eine Art
 , von Pachtung betrachteten, die sie aufs beste zu nut-
 , zen suchen wollten, sahen sich zu einer ganz andern
 , Art von Industrie genöthigt. Sie fiengen an in
 , die Häuser zu gehen, sich ihren Pfarrkindern nach-
 , wendig zu machen, sich nach ihrem Hauswesen zu
 , erkundigen, ihre Zwistigkeiten zu erforschen, damit
 , sie sie schlichten könnten, und durch fromme Unterre-
 , dungen das Vertrauen der reichen Bürgerweiber zu
 , gewinnen. Die Bürger, welche nun merkten, daß
 , der

, der Pfarrer etwas fürs Geld that, bezahlten ihn auch
 , reichlicher, der gelegentlichen Braten, Kuchen, Zucker-
 , hüte, Magenmorschellen und anderer Geschenke nicht
 , zu gedenken. Ohne diese Priesterkünste würde ein ehr-
 , licher Bürgersohn, der im geistlichen Stande nur ein
 , gemächliches Leben suchte, und sonst, als ein Pächter
 , oder als ein Krämer, auch sein gutes Auskommen hätte
 , haben können, es schwerlich der Mühe werth finden,
 , ein Prediger zu seyn. Meiner Kollegen übten diese Kün-
 , in ihrem ganzem Umfange aus, und hatten auch
 , vollkommen Ruhe dazu, weil sie weder durch Studis-
 , ren noch durch Nachdenken davon abgehalten wurden,
 , Dinge, mit welchen ich die meiste Zeit, die mir von mei-
 , nen ordentlichen Amtsgeschäften übrig blieb, zubrachte.

, Ich würde den Mangel, der mich drückte, den-
 , noch gern ertragen haben, weil ich mich von Jun-
 , gend auf gewöhnet hatte, wenig zu bedürfen.
 , Aber ich hatte mich in ein junges, schönes und ver-
 , kändiges Frauenzimmer verliebt, die aber nicht das
 , geringste Vermögen hatte. Ich sah die Verbin-
 , dung mit derselben für die größte Glückseligkeit
 , meines Lebens an; allein, bey so geringem Einkom-
 , men, war diese Verbindung unmöglich. Bloß um
 , derselben willen wünschte ich eine Verbesserung mei-
 , ner Umstände. Indessen war mit dem Verluste
 , der

der Freundschaft des Superintendenten auch alle Hoffnung dazu, in meiner thigen Lage, verschwunden. Ich hätte mir nicht zu rathen gewußt, wenn nicht mein Freund, der junge Officier, mir eine einträgliche Pfarre in einem benachbarten Fürstenthume verschafft hätte.

Ich nahm sie ohne Bedenken an. Während des Gnadenjahrs heirathete ich meine Braut, und iräumte von weiter nichts, als von Glück und von Vergnügen, indessen daß an dem Orte meines künftigen Aufenthaltes sich ein Better wider mich zusammen zog. Ein anderer Prediger hatte sich große Hoffnung zu meiner Stelle gemacht, und dieser konnte mir nicht verzeihen, daß alle seine Bewerbungen fruchtlos gewesen waren. Er breitete gräßliche Gerüchte von meiner Heterodoxie aus, und berief sich auf mein gedrucktes Buch, wo sie, schwarz auf weiß, zu lesen stände. Die Schneider und die Schornsteinfeger in meiner Diöces lasen eine philosophische Abhandlung, die nicht für sie geschrieben war, und fanden Keßerey über Keßerey darin.

Als ich also mein Amt antreten wollte, fand ich meine ganze Gemeinde wider mich eingenommen, die Leute auf der Gasse gafften mich als ein Wunderthier an, und drängten sich vor mein Haus, um
E den

den neuangekommenen Keger zu sehen. Zugleich erfuhr ich, alsdann erst, daß in diesem Fürstenthume ein Paar symbolische Bücher mehr, als in dem andern Fürstenthume müßten beschworen werden, daß man, für die Stadt, noch eine besondere Formulare, committendi habe, die von abgeschmackten Schuldstuktionen voll war, und daß man (weil mein Gegner bey Leuten von Ansehen eben so wenig müßig gewesen war, als bey'm Pöbel,) derselben noch, wider die Kegerleyen, die man von mir besorgte, dreyspißsündige und versängliche Klauseln einverleibt habe, die ich unterschreiben sollte, ehe ich mein Amt anträte.

Ich war wie vom Donner gerührt. Es war sehr hart, etwas beschwören und unterschreiben zu sollen, das ich nicht glaubte, und gleichwohl, wenn ich es nicht that, so brachte ich mich selbst an den Bettelstab, und meine Frau, die ich wie meine Seele liebte, die seit einigen Monaten schwanger war, stürzte ich in das äußerste Elend.

Mein Entschluß mußte kurz gefaßt werden; denn man hielt auf mich, und wartete nur, ob ich mich weigern würde. Ich war in der ängstlichsten Verlegenheit, und ich suchte doch, aus Zärtlichkeit, meinen traurigen Zustand meiner geliebten Gattin zu verber-

,verbergen. Ich gieng den folgenden Morgen mit
 ,Aufgange der Sonne zum Thore hinaus, um mei-
 ,nen Gedanken nachzuhängen. Ich folgte der Lands-
 ,straße, die mich an einen Wald führte. Ich hatte
 ,in demselben eine Zeitlang herum geirret, als mich
 ,übermuthet ein hagerer blasser Mensch entgegen
 ,ließ, dem die Verzweiflung an der Stirn geschrieben
 ,war. Er hielt mit einem starken Knüttel vors Ges-
 ,icht, und foderte, mit einem schrecklichen Fluche, mein
 ,Geld oder mein Leben. Ich war erschrocken, und
 ,wehrlos. Ich gab ihm also meinenbeutel, der,
 ,von einigen Thalern kleiner Münze schwer, mehr
 ,werth schien, als er es war. Der Räuber sah ihn
 ,mit starren Augen an, und rief „Nein! das ist
 „zu viel!“, Er band denbeutel auf, wollte etwas
 ,heraus nehmen, aber die Hand zitterte ihm, er
 ,warf den Knüttel weg, fiel vor mir auf die Knie,
 ,hielt mir denbeutel vor, und schrie laut:

„Nein! ich kann nicht! Nein! lieber Herr! ich
 „bin kein Straßenräuber! Ich bin ein unglücklicher
 „Vater. Geben sie mir selbst nur so viel, daß meine
 „Frau und meine armen Kinder nicht noch heute
 „Hungers sterben.“

„Ich rief voll Entsetzen: „Nimm, Freund! Ich bin
 „arm, aber nicht so arm, als du!“, „Indem hörte ich

in der Nähe einen weiblichen Schrey. Eine Frau, mit einem vierteljährigen Kinde im Mantel, schleppte sich zu uns, drey kleine Kinder in Lumpen folgten ihr. „Mann! was willst du machen!“, schrie sie, und sank halb tödt zu meinen Füßen.

„Dich und deine Kinder nicht vor meinen Augen verschmachten sehen!“, rief er mit wildem Tone.

Ich suchte diese Leute zu besänftigen, ich setzte mich zu ihnen nieder, fragte wie sie hieher kämen, und was dieß alles bedeuten sollte?

„Lieber Herr! sagte der Mann, nachdem er ein wenig Athem geschöpft hatte, ich bin ein Baumwollenweber. Ich wohnte in einem Flecken in Böhmen, ich hatte sonst mein gutes Auskommen, aber unser Gutsherr war ein harter Mann, er wollte uns nicht Gott nach unserm Glauben dienen lassen, wir sollten in die Messe gehen, und wir hielten dieß wider unser Gewissen. Ich will mich aufmachen, sagte ich, und in ein protestantisches Land gehen wo ich Gewissensfreyheit habe. Ich flüchtete, ich kam bis in eine einige Meilen von hier entfernte Stadt, ich ward wohl aufgenommen, und konnte frey in die Kirche gehen. Doch es ist nicht genug in die Kirche zu gehen, man muß auch Frau und Kinder ernähren. Ich sang also an mit

„Ruhe

„Näh einen Stuhl zurecht zu bringen, und webte
 „Kottonade. Dieses Zeug war dort bisher noch
 „unbekannt gewesen, es fand viele Käufer, sobald
 „es bekannt wurde. Plötzlich ward ich auf das Raths-
 „haus gerufen, und bekam Befehl, meine Arbeit ein-
 „zustellen. Ich fragte erstaunt: weswegen? Weil
 „Ihr ein Pfuscher seyd, rief der Altmeister der Rasch,
 „macher, welches die stärkste Zunft in der Stadt
 „war, weil Ihr keinen Lehrbrief vorzeigen könnt, und
 „weil Ihr kein Meisterstück gemacht habt. — In Ab-
 „men, erwiderte ich giebt man keine Lehrbriefe, son-
 „dern es kann jeder weben, wer will, und was er
 „will, und was das Meisterstück anbetrifft, so seht
 „meine Waare an, ob sie nicht so gut ist, als irgend
 „Kottonade seyn kann. — Eben dieses Zeug sollt Ihr
 „gar nicht machen; es ist verboten, sagte ein Raths-
 „herr sehr ernsthaft. — Weswegen? sagte ich noch
 „mehr erstaunt. — Weil es nicht der Vorschrift ge-
 „mäß ist; weil es der Grundverfassung der Stadt zu-
 „wider seyn würde. Schon vor langen Jahren ha-
 „ben die Gewerke Streit miteinander gehabt, und
 „da ist durch ein Gesetz festgesetzt worden, was für
 „Zeuge, und wer sie machen soll, die Leinweber Lein-
 „wand, die Tuchmacher Tuch, und die Raschmacher
 „Rasch. — Aber, lieber Gott! rief ich, was kann ich

„dafür, das derselbe, der das Gesetz machte, alle
 „irdlichen Zeuge in Leinwand Tuch und Masch ab-
 „theilte, und daß keiner da'an dachte, daß es auch
 „Kottonade in der Welt geben könnte. — Kurzum,
 „hieß es, Euer Gemach ist wider alle gute Pollicey,
 „laßt ab das neue Zeug zu machen, das wir nicht
 „dulden wollen, oder man wird Euch Ernst weisen. „

„Ich fuhr aber fort zu arbeiten, und mußte, wenn
 „ich leben wollte, und so kamen des andern Tages
 „die Altmeister, schlugen meinen Stuhl auseinander,
 „und brachten ihn mit allem meinem Werkzeuge aufs
 „Rathhaus. — Ich schrie über Gewalt. Hat man
 „Euch nicht genug gewarnt? sagte der Rathsherr fro-
 „stig. — Aber lieber Gott! ich muß ja Hungers
 „sterben, wenn ich nicht arbeiten soll. — Wer sagt
 „denn, sprach der Rathsherr mit weiser Miene, daß
 „Ihr nicht arbeiten sollt, Ihr sollt nur nicht solches
 „Zeug machen, das wir hier bey uns nicht leiden
 „wollen; es sind ja sonst Handwerke genug. — Aber
 „lieber Herr! sagte ich, die werden auch zünftig seyn,
 „und werden mich nicht aufnehmen, und denn habe
 „ich einmahl nichts anders gelernt, als Kottonade
 „machen. — Ich merke wohl, Ihr seyd widerspenstig;
 „seht zu, ob man Euch sonst wo dulden will, bey uns
 „werden wir Euretwegen die Gesetze nicht ändern: —
 „dieß war mein Abschied. „

„Ich

„ Ich mußte also mit meiner Familie fort. Be-
 „ fern Abend kamen wir bey der benachbarten Stadt
 „ an, wo man uns nicht einlassen wollte, weil wir
 „ keinen Paß hatten. Ich besaß keinen Heller mehr,
 „ wir alle hatten den ganzen Tag nichts gegessen.
 „ Wir mußten in diesem Walde unter einem Baume
 „ sitzen, die Kinder schrien bis nach Mitternacht um
 „ Brodt. Ich war außer mir, daß ich ihnen nichts
 „ geben konnte. Nach ein Paar Stunden unruhiges
 „ Schlummern, erwachte ich vor Sonnenaufgang;
 „ ich betrachtete meine unglückliche Frau und Kinder,
 „ und dachte voll Entsetzen, daß sie alle in diesem
 „ Walde verschmachten müßten. Ich erblickte von
 „ fern einen einzelnen wohlgekleideten Menschen. Die
 „ Verzweiflung gab mir einen bösen Rath, — Ich
 „ stufte einen Augenblick bey dem ersten Schritte, den
 „ ich that; aber der Anblick meiner schmachtenden Kin-
 „ der brachte mich aufs neue in Mut. — Und
 „ wenn er sich wehret, und deiner mächtig wird? dachte
 „ ich. — Ey nun! so mag man mich gefangen neh-
 „ men, aber denn wird man doch meine Frau und
 „ Kinder im Spitale versorgen müssen. Ich stürzte
 „ wie ein Unvernünftiger auf Sie zu, aber Sie wehrten
 „ sich nicht. Sie gaben mir ruhig, und mehr als
 „ ich für die übrige Noth brauchte. Bars nicht ab-

„Schrecklich, den Mann zu berauben, der mir gutwillig
 „Hilf würde gegeben haben. — — Ich bin in Ihren
 „Händen, machen Sie mit mir was Sie wollen,
 „aber retten Sie nur meine unglückliche Frau und
 „Kinder.“

„Ich war äußerst gerührt. Ich ließ diesen un-
 „glücklichen Leuten, was im Beutel war, und eilte
 „fort, um mich ihrem Danke zu entziehen.“

„Mein Gott! dachte ich, dieser arme Mann lebt
 „bet auch, weil die Webefäden ein Symbolum für
 „die Weber erdacht, und alle Zeuge die man weben
 „soll, auf Tuch, Kasch und Leinwand eingeschränkt
 „haben! Und dieser Unselverstandnen Formalk wegen
 „sollen seine vier armen Kinder Hungers sterben? Er
 „ist in Verzweiflung gerathen. Mitleidlich! das
 „jähmste Thier wird während, wenn es seine Jungen
 „darben sehen! — Und ich, der ich auch Vater bin,
 „soll ich mich in Gefahr setzen, die Meinigen darben
 „zu sehen, oder soll ich — Ja, ich will unterschrei-
 „ben, was man will. Die Erhaltung meiner selbst
 „und der Meinigen ist die erste Pflicht, der alle an-
 „dern, die damit in Kollision kommen, weichen müs-
 „sen. Kann ich den Lauf der Welt ändern? Die Re-
 „gierende und die Volkset haben den Erdfreis unter sich
 „getheilt, so das Nichts mehr übrig ist. Auf dem
 „Blecke,

, Flocke, auf dem ich atme, regiert jemand, wohn
 , ich mich wenden könnte, wird ein anderer regieren.
 , Ob wenig ich für mich unabhängig bestehen, ohne
 , Regenten sey, oder mir Regenten und Regie-
 , rungsform nach meinem Gefallen einrichten kann,
 , eben so wenig kann ich für mich allein, mit meiner
 , besondern Religion, leben. Jede Religionspartey,
 , die Gewalt gehabt hat, hat einen Haun um sich ge-
 , zogen, habe ich nicht ihr Schiloeth, so heißt's noch
 , Menschenliebe, wenn sie mich bloß ausstößt. Ich
 , kann ihretwegen in die ganze weite Welt laufen, aber
 , wohin ich trete, bin ich im Haune einer andern, die
 , mich wieder ausstößt. Wohl dem! ich will blei-
 , ben wo ich bin, und dulden, was ich nicht ändern
 , kann.

, Mit diesen Gedanken kehrte ich zurück, unse-
 , schuldig, ohne die Augen aufzuthun, und trat mein
 , Amt an. Meine Pfarrkinder, die mich predigen
 , und Beichte hören und Kranken trösten sahen, so
 , wie meine Vorfahren, wurden bald mit mir ver-
 , schont, und wunderten sich selbst, wie sie mich ih-
 , renen so garstigen Regier hätten halten können. Aber
 , nicht so meine Gegner, welche, ob sie gleich vor der
 , Hand still schwiegen, nur auf eine Gelegenheit lau-
 , teten, mir den empfindlichsten Stoß zu versetzen. Ich

gab sie ihnen selbst an die Hand, durch einige Abhandlungen aus meinen Namen, die ich in ein Wochenblatt einwickeln ließ. Mein Superintendent entdeckte bald, daß weder die Rechtsfertigung, noch die Wiedergeburt, noch die Erbsünde, noch der ehrsüchtige Gehorsam, noch die Homosexualität, an der Stelle standen, wohin er sie gesetzt wissen wollte. Ich wurde vor eine meinwegens untergeordnete Kommission citirt. Man begegnete mir im voraus als einem teuflischen Reher, man verlangte Erklärungen, mit Ja, oder Nein, ob ich den symbolischen Wächern, quia, beffiele, übermücht? Ich verhehlte mich, und beachte die Kommissionen noch mehr in Spornisch; denn sie hatten einen bloßen Bilderspiegel, und Abbitte von mir erwartet. Kurz, meine Absetzung war unvorderrüflich beschloffen, und ich hätte vielleicht mein Leben, als ein Unselbstthäter, in einem Kerker endigen, oder mein Brodt erbetteln müssen, wenn nicht mein edelmüthiger Freund, der junge Officier, sich abermals meiner angenommen, und mir eine Hofmeisterstelle bey einem jungen Reichsgrafen verschafft hätte. Ich bin mit meinem Groszen durch ganz Europa gereiset. Ich habe gesehen, daß allenthalben Aberglauben und Priestergewalt sich der Erleuchtung des menschlichen Geschlechtes entgegenstellen, mit

mit unüberwindlicher Macht entgegensehen, daß allenthalben Dummköpfe, die eingeführten Lehren und Gebräuchen ergeben sind, laut sprechen und herrschen, und daß weise Leute, welche Mißbräuche einsehen, und ihnen abhelfen könnten, nicht laut sprechen wollen, oder dürfen. Nachdem mein Straf volljährig geworden, bin ich nun ganz unabhängig, und danke Gott daß ich in einer Lage bin, in der ich meine Gedanken nicht ferner verhehlen, noch meine Ansdrücke auf Schrauben setzen darf.

Ja wohl, sagte Sebaldus, daß ist die große Glückseligkeit, die man in Berlin genießet. Hier ist das wahre Land der Freyheit, wo jedermann seine Gedanken sagen darf, wo man niemand verkehert, wo christliche Liebe und Erleuchtung in gleichem Maße herrschen.

Ey! Sie haben ja von Berlin eine sehr gute Meinung, sagte Herr S. lächelnd. Freylich, wer, so wie Sie und ich, kein Amt sucht, und nicht von der Meinung des Publikums abhängen darf, kann in Berlin denken und sagen, was er will; mit demjenigen aber, dem es nicht so ganz gleichgültig ist, was man von seinen Religionsmeinungen denkt, ist es eine ganz andre Sache. Die Regierung begünstigt die Freyheit zu denken, besonders in Religionsfachen; wir

Wir haben auch einige sehr würdige Geistlichen, die die Untersuchungen wichtiger Wahrheiten nicht für Ketzerey halten, aber das Publikum ist nicht völlig so tolerant. Die Einwohner von Berlin sind so wenig, als die Einwohner irgend einer andern Stadt, geneigt, Neuerungen in der Lehre machen zu lassen.

Das sollte ich kaum denken, wenigstens stehen sie auswärts in einem ganz andern Rufe. Man glaubt vielmehr, Berlin sey voll von Atheisten, Deisten, Naturalisten, und wer weiß von was für Isten mehr. Man glaubt, jeder dürfe sich daselbst in Religions- sachen, was er wolle, erlauben. Ich selbst, ob ich gleich nicht lange in Berlin bin, habe zuweilen zufälliger Weise Reden gehört, die man anderer Orten vielleicht nicht so frey hätte führen dürfen, ohne öffentliche Ahndung zu befürchten.

Nein! öffentliche Ahndung hier freylich nicht. Unsere Regierung hat schon seit langen Jahren klüglich eingesehen, daß man die Meinungen der Menschen von Religions- sachen deshalb nicht bessert, wenn man sie einschränkt und ahndet, sondern vielmehr dadurch jede Thorheit eines Eiferers oder Schwärmers zu einer wichtigen Sache macht. Sie verfolgt niemand wegen Meinungen. Daher machen gute und schlechte Meinungen in Berlin überhaupt nicht so viel

viel Aufsehen, als an andern Orten. Durch
 geschlehet es, daß sich in Berlin, in dieser Absicht,
 die Menschen mehr so zeigen, wie sie sind. Die
 Können in Berlin vielleicht unter spekulativen Ge-
 lehrten einige gefunden haben, die die Offenbarung
 für unnützig halten, und unter lockern Weltleuten
 auch wohl einige, die alle Religion verachten. Aber
 Leute von solchen Grundsätzen werden sie unter Ge-
 lehrten und unter Weltleuten allenthalben, ob-
 gleich nur etwas verborgner, finden können, und in
 Berlin machen sie gewiß eine sehr geringe Anzahl
 aus. Wenigstens, wer solche Meinungen an sich
 merken läßt, wird weder hochgeschätzt noch geliebt
 werden. Der Berlinische Pöbel ist noch eben so
 beschaffen, als der, welcher im Jahre 1748, nach-
 dem er eine erbauliche Predigt wider die Freygeistes-
 geßet hatte, dem bekannten Edelmann die Fenster
 einwarf. Und den Pöbel ungerechnet, sind auch un-
 sere guten Berlinischen Bürger überhaupt zu nichts
 weniger, als zu so freyen Meinungen, geneigt. Ich
 wollte wohl Würge für sie seyn, daß sie auch nicht
 einmal die geringste Heterodoxie verschlucken wür-
 den, sie müßten sie denn etwa, mit gutem Herzen,
 für Orthodoxie halten.

Das

Das dünkte ich doch nicht. Sie müssen neuen Meinungen nicht ganz abgeneigt seyn, wenigstens haben die Versuche, durch Gebrauch der Vernunft, die Vorurtheile in der Religion wegzuräumen, bis her noch in Berlin den größten Beyfall erhalten.

Ja! vergleichungsweise: Weil sie an vielen andern Orten ganz und gar nicht geduldet werden. Aber vermengen Sie nur ja nicht wenige Schriftsteller und ihre wenigen Freunde mit den Einwohnern Berlins, die aus vielen tausenden bestehen. Lernen Sie diese besser kennen! Wenn diese je von der Dogmatik abgehen, oder irgend worinn über die Schranken hinaus sollten, so möchte es gewiß weniger von der Seite der Vernunft, als von der Seite der erhöhten Einbildungskraft*) geschehen. Keine große Stadt in Deutschland hat, seit dem Anfange dieses Jahrhunderts, da wir Inspirirte hatten, welche weissagten und Wunder thaten, so viel Schwärmer gehabt, als Berlin, und ist, wenn ich, den allgemeinen Charakter der Bürger von Berlin, mit Einem Worte bezeichnen sollte, so würde ich eher sagen, sie wären pietistisch als heterodox.

Pietis

*) Berlin ist vielleicht die einzige Stadt in der Welt, wo man auf den Einfall gerathen ist, in Versen zu predigen. Verschiedene Prediger versuchten dies, zu verschiedenen Zeiten, mit Beyfall der Zuhörer, bis endlich, durch einen ausdrücklichen Befehl des Oberconsistoriums, das Predigen in Versen verboten ward.

„Pietistisch? rief Sebalbus aus; die Bürger
von Berlin pietistisch!“,

„Ja! Ja! versetzte Herr J. pietistisch, oder
orthodox von der pietistischen Seite; denn.
Sie wissen, es sind noch nicht fünfzig Jahre,
daß große Streitigkeiten zwischen der orthodoxen
Orthodoxie und zwischen der pietistischen Or-
thodoxie geführt wurden, und zu der letztern
hat sich ein großer Theil der Einwohner von
Berlin schon damals und in der Folge geneigt;
woher wäre sonst der große Beyfall entstan-
den, den nebst Leuten, wie Spener und Schade,
auch Fuhrmann, Schulz, Wolterodorf und
andere nach einander gehabt haben.“

„Sie reden von vergangenen Zeiten, seitdem aber
hat sich wohl in Berlin vieles gar sehr abgeändert.“

„In den Schriften, die herauskommen, ist die Ver-
änderung geschwinder und allgemeiner, als in den
Gemüthern der Einwohner gewesen. Diese sind, in
Absicht auf Religionsgesinnungen, noch beynahe eben,
das, was sie vor vierzig Jahren waren. Ich habe so-
gar bemerkt, daß sich ihre dogmatischen Gesinnungen
nach den Gegenden der Stadt, wo sie wohnen, modifi-
ciren. In der alten guten Stadt Berlin findet man
noch alte Bräuhäuser, und auch alte Dogmatik. Die
Pfarr-

, Pfarrkinder der uralten Pfarrkirche zu St. Nikolai,
 , am Molkenmarkt, und in der Stralauer Straße,
 , bis zur Paddengasse hinauf, halten am meisten auf
 , reine Orthodoxie. Ich versichre Sie, daß Sie daselbst
 , noch ehrenfeste Bürger über Erbblinde und Wiederge-
 , burt können disputiren hören; desgleichen haben die
 , Gärtner und Viehmäster in den Berlinischen Vor-
 , städten noch alle löbliche Anlage auf einen Kezer
 , mit Häufen loszuschlagen. In Kölln, in der Ge-
 , gend des Schlosses, könnten noch am ersten die
 , Freygeister anzutreffen seyn. In dieser Gegend war
 , es auch, wo der Probst Reinbeck, im Zauden-
 , schen Buchladen auf der Schloßfreyheit, seine Be-
 , trachtungen über die Augspurgische Konfes-
 , sion schrieb, welche zuerst in den Damm, den Eifer
 , und verjährtes Vorurtheil, gegen die menschliche
 , Vernunft, für die Orthodoxie, aufgeworfen hatten,
 , ein kleines Loch machten, das hernach so sehr erwei-
 , tert worden ist. Die Nachbarschaft des Hofes trägt
 , auch wohl etwas bey, daß die Leute hier freyer den-
 , ken. Man komme hingegen nur in die bürgerlichen
 , Gegenden der Fischerstraße und Lappstraße,
 , und man wird die Neigung für die Orthodoxie viel
 , stärker finden, ja ich vermuche, daß sie bey den Ger-
 , bern, Pergamentmachern und Seifensiedern in
 , Neu

,Knecht bis zum Eifer steigt. In den dumpfsten
 ,assen des Werders wohnen die Separas-
 ,isten, welche Wort einsam dienen; in den hie-
 ,her gelagerten die stillen Sichelianer, *) die ruhige
 ,Bescheidenheit lieben, und unerkannt wohlthun. Um
 ,die Gegend der Hospitalkirche zu St. Getraut
 ,fangen die Herrnhuter an sich zu zeigen, und so
 ,wie die breiten und hellen Straßen der Friedrichs-
 ,stadt aufgehen, so fangen auch die Religions-
 ,bestimmungen der Einwohner an, lustiger und gel-
 ,stiger zu werden. Pietisten, die in Gefühlen und
 ,tungen Empfindungen ihre Religion suchen, und
 ,Schwärmer von allen Gattungen finden sich hier,
 ,und der innere Ekel der Raschmacher und Woll-
 ,ammer bricht hier oft in Erbauungsstunden und
 ,Beisagungen aus. Die Dorotheenstadt wird
 ,zum Theil von lehrerlichen Reformirten und Fran-
 ,kosen bewohnt. Nur in allen Gegenden der Stadt
 ,keine andere Gattung Leute verbreitet, die ich oft
 ,in Gesellschaften angetroffen habe, denen man es
 ,anmerkt,

*) Diese harmlose Religionspartey unterscheidet sich sehr
 ,scharf durch sehr ansehnliche Almosen, (zuweilen von
 ,einigen tausend Thalern,) die sie giebt, und zwar mehren-
 ,theils so unbekannterweise, daß man die Geber nur
 ,muthmaßen kann.

, anmerkt, daß sie niemals weder Orthodoxy noch
 , Heterodoxy untersucht haben, bey denen es hinger-
 , gen festgesetzt bleibt, daß alles darinn bleiben soll,
 , wie es war. Es giebt unter ihnen so gar delirte
 , Weltleute, die scherzen, Karten spielen, mit Frauen
 , zimmern tändeln, und doch die Nase rümpfen könn-
 , nen, wenn sich die geringste Keckerey spüren läßt.

, Dieß sollte mir herzlich leid thun, sagte Sebast-
 , dus; denn wenn solcher Leute in Berlin viele sind,
 , so kömmt mir Ihre Nachricht nur allzu glaubwür-
 , dig vor, daß hier die Erleuchtung und die Frey-
 , heit zu denken noch nicht so groß ist, als ich mir
 , vorgestellt habe. Ich habe immer gefunden, daß
 , diejenigen, die aus Trägheit und Nachlässigkeit die
 , Wahrheit nicht suchen wollen, die Selbstdenker am
 , meisten hassen, weil sie sich sonst ihrer Trägheit und
 , Nachlässigkeit schämen müßten. Mir ist aber immer,
 , selbst derjenige, viel ehrwürdiger gewesen, der, durch
 , Liebe zur Untersuchung der Wahrheit, auf Irrthüm-
 , mer verfällt, als derjenige, der sie gar nicht unter-
 , suchen mag.

, In diesen Gefinnungen werden viele Einwohner
 , Berlins nicht mit Ihnen übereinstimmen, und viel-
 , leicht nicht einmal alle Berlinischen Geistlichen.

Siebenter Abschnitt.

Unter solchen Gesprächen hatten sie sich unvermerkt von ihrem Spaziergange linker Hand abgeschlagen, und waren in die Lindenallee gerathen, wo sie sich ziemlich ermüdet auf eine Bank niedersetzten, an deren anderm Ende ein Prediger mit einem Kandidaten in diesem Gespräche saß.

„Es müssen doch noch einige andere Ursachen seyn,“ sagte der Kandidat, „warum die Freydenkerey so sehr in Berlin überhand genommen hat. Ueppigkeit und Wollust gehen in andern großen Städten auch im Schwange, aber man siehet da nicht so viele öffentliche Freydenker.“

„Freylieh versetzte der Prediger, unsere schönen heterodoxen Herren, die die Religion so menschlich machen wollen, und die dabey die Würde unseres Standes ganz aus der Acht lassen, sind am meisten Schuld daran. Sie wollen den Freydenkern nachgeben, sie wollen sie gewinnen. Als ob es sich für uns schickte, mit Leuten solches Geilichters Wortwechsel zu führen. Man muß ihnen kurz und nachdrücklich den Text lesen, man muß ihnen das Maul stopfen, man muß sich bey ihnen in der Ehrfurcht zu erhalten wissen, die sie uns schuldig sind.“

Das ist wahr. Nur ist zu beklagen, daß diese Leute für alle ehrwürdigen Sachen, und besonders für den Predigerstand nicht die gehörige Ehrfurcht haben.

Daran sind wieder die neumodischen Theologen schuld, die sich selbst die Mittel hantieren, womit man die Lagen im Zaum halten muß. Sie schwätzen immer viel vom Nutzen des Predigtamts, und vergessen das Wesen des Predigtamts hierüber. Sie geben sich selbst als die nützlichsten Leute an, (Hier verbreitete sich ein mildes tröstliches Lächeln, nicht unter seinem breiten Schiffsbute), die der Staat, verordnet hat, Weisheit und Tugend zu lehren. Eine rechte Würde! Weisheit und Tugend dünkt sich jetzt jeder Wochenblätter oder Romanschreiber zu lehren! Damit werden wie eine feine Ehrfurcht von Lagen fordern können! Aber wenn wir, so wie es recht ist, darauf bestehen, daß unser Beruf ein göttlicher Beruf ist, daß die Ordination, die wir empfangen haben, nicht eine leere Ceremonie ist, sondern daß sie uns zu Nachfolgern der Apostel, zu Boten Gottes, zu Handhabern seiner Geheimnisse macht, daß sie uns das Amt der Schlüssel überträgt, so wird unser Orden bald wieder zu seiner vorigen Würde gelangen, und dann wird auch, natürlicher

„über Welt“, die Religion mehr geschätzt werden.
 „Aber unsere feinen Lehrer der Rechtschaffenheit haben so eine große Begierde nützlich zu seyn, daß sie sich und ihren Orden und die Religion darüber vergessen.“

„Es ist wahr, sagte der Kandidat, indem er den Kopf schüttelte, es scheint mir auch fast, daß die Protestanten, in der Absicht eine päpstliche Hierarchie zu vermeiden, den geistlichen Stand andern Ständen allzusehr gleich machen.“

„O! ein wenig Pabstthum wäre uns sehr nöthig, aber wir werden nie wieder Glaubenseinigkeit und Glaubensreinigkeit erlangen. Ich kann es dem Luther und Melancthon nicht vergeben, daß sie die Hierarchie ganz aufgehoben, und auf die Vorzüge des geistlichen Standes so wenig geachtet haben. Daraus ist denn endlich der ganze Verfall des Christenthums entstanden. Denn was giebt darauf Achtung, was ein elender Prediger sagt? Hingegen, wenn ein Erzbischof spricht, so müssen die Freygeister wohl schweigen. Man sieht es auch noch, daß an den protestantischen Orten, wo den Geistlichen ein Schatten von Autorität übrig ist, daß da auch die Religion geachtet wird. Ich wollte es unsern Freydenkern rathen, daß sie einem Senior in Hamburg,

burg, oder einem Präpositus in Mecklenburg, oder
 einem Superintendenten in Sachsen, oder einer
 theologischen Fakultät in Greifswalde und in Oster-
 tingen in die Hände fielen, da würde ihnen ein Kür-
 zer Proceß gemacht werden. Aber mit uns armen
 Verknirschten Predigern können sie bald fertig werden;
 wir haben keine Würde mehr, wir verdienen keine
 Ehrfurcht mehr, wir haben sie uns selbst vergeben,
 da wir vernünfteln und beweisen wollen, anstatt
 daß wir solchen Leuten imponiren, daß wir ihnen
 den Daumen aufs Auge drücken sollten.

„Ach! rief der Kandidat mit einem Seufzer aus,
 seitdem ich mich dem geistlichen Stande gewidmet
 habe, habe ich es schon oft beklagt, daß dieses nicht
 mehr so recht angehen will. Nun muß man schon
 aus der Noth eine Tugend machen, muß die Zweis-
 sel der Gegner kennen lernen, muß sich auf Wieders-
 legungen und Beweise gefaßt machen. —

„Damit, fiel ihm der Prediger ins Wort, werden
 Sie nicht weit kommen. Die Layen müssen glauben,
 was ihnen an Gottes Statt gesagt wird, und ihre
 Zweifel unterdrücken, darauf muß man dringen!
 Die Dogmatik ist eine Art von statutarischem Rech-
 te, das man annehmen muß, wenn man es auch
 nicht allemal bis aufs Recht der Natur zurückfüh-
 ren

,der kann. Und zuletzt wird bey dem Vernünfteln,
 ,doch nichts herauskommen; denn, ich wiederhole es
 ,nochmals, denn Layen muß und soll man nicht er-
 ,klären und beweisen, sondern er muß glauben.
 ,Es kommt hier gar nicht auf die Vernunft, sondern
 ,auf die Bibel, auf eine übernatürliche Offenbar-
 ,ung an. Hier muß man nur nicht schmeicheln,
 ,sondern die menschliche Vernunft in ihrer Ohnmacht
 ,zeigen ihr aber keinesweges, wie unsre trefflichen Leh-
 ,rer der Tugend thun, ein Recht in Glaubenssachen
 ,zugestehen.

Herr J. hörte dieses Gespräch stillschweigend an,
 das Gesicht auf seinen Stock gestützt. Sebaldus
 aber war dabey sehr unruhig, und rückte sich auf der
 Bank hin und her, so daß er undermerkt dem Pres-
 diger näher kam.

Dieser fuhr fort: , Und unsere neumodischen Theo-
 ,logen, die die Welt haben erleuchten wollen, die so
 ,viel untersucht, vernünftelt, philosophirt haben, wie
 ,wenig haben sie ausgerichtet! wie müssen sie sich
 ,krümmen und winden! Die philosophiren Sätze
 ,aus der Dogmatik weg, und lassen doch die Folgen
 ,dieser Sätze stehen; sie brauchen Wörter in man-
 ,cherley Verstande, sie verwickeln sich in ihre eignen
 ,Schlingen, sie sind aufs äußerste inkonsequent. —

Sebaldu fiel ihm schnell in die Rede: „Nun wenn
 sie denn nun inkonsequent wären? Wer einzelnes Vor-
 urtheile bestreitet, aber viele andere damit verbun-
 dene nicht bestreiten kann oder darf, kann, seiner
 Ehrlichkeit und seiner Einsicht unbeschadet, inkonse-
 quent seyn oder scheinen. Die Verbesserung der Reli-
 gion mögen immerhin ein zerrissnes Buch seyn, das
 weder Titel noch Register hat, und in welchem Hin-
 und wieder Blätter fehlen; aber auf den vorhande-
 nen Blättern stehen nöthige, nützliche, vortreffliche
 Sachen, und ich will diese Blätter, ohne Zusammen-
 hang, lieber haben, als Meantens Beweis der
 Ewigkeit der Höllestrafen, und wenn dieß
 Buch noch so komplet wäre.“

Der Prediger schaute, mit stierem Blicke, und ver-
 längertem Angesichte, dem Sebaldu gerade ins Ge-
 sicht, zog seinen Hut langsam ab, und sagte, indem
 er sich gegen ihn neigte, mit einem Tone voll Nach-
 druck und Würde:

„Sie sind also, wie ich merke, ein Gegner der
 neuern heterodoxen Theologen. Sie werden ver-
 muthlich alles, was dahin gehört, wohl überlegt ha-
 ben; denn Herren Ihrer Art handeln niemals: was
 überlegt. Sagen Sie mir also doch, was für ein
 Ehrk

„Christenthum wir bekennen und hüten, wenn diese Herren so fortfahren, wie sie angefangen haben.“

„Es nun! versehen Sie bald, es könnte wohl ein sehr christliches Christenthum werden.“ —

„Christlich? ja ein heidnisches Christenthum wird es werden. Hören Sie wohl? heidnisch ist der wahre Name!“

„Mag es doch heißen, wie es will; das menschliche Geschlecht wird durch eine Benennung weder glücklich noch unglücklich.“

„So? wenn Sie denn also meinen, so mögen die Herren immer auf den Naturalismus fort arbeiten. Indifferentisten sind sie ohnedem schon. Auf die Art könnten sie ziemlich fortschreiten. Zum Glück aber, setzt er mit einer weisen Miene hinzu, sind sie solche Köpfe, die sich in kurzem vor sich selbst scheuen, und so wie in ihrer Philosophie, auch in ihrer Theologie, auf dem halben Wege stehen bleiben.“

„Wenn es der Weg zur Wahrheit ist, so ist, meines Erachtens, kein geringes Verdienst, bis auf den halben Weg zu kommen. Der Weg der Wahrheit ist so steil und ungebahnt, daß der eine früh, und der andere spät, ermüdet. Ein jeder gehe, so weit es ihm seine Kräfte erlauben. Auch derjenige, der nur einen einzigen Schritt fortgeht, auch derjenige, der

„war eine ganz kleine Berede durch seinen Stolz bah-
 „net, ist mir ehrwürdig. Aber nicht derjenige, der
 „aus Stolz den Weg gar nicht antreten will, der aus
 „Trägheit, um nicht einen Schritt weiter zu gehen,
 „die Falschheit die vor den Füßen liegt, für Wahr-
 „heit ausgiebt.

„Also, rief der Prediger mit einem spöttischen Lächeln aus, wollen Sie auf neue Wege zur Wahrheit bahnen? Sie kommen zu spät, mein lieber Herr! der Weg ist schon ganz gebahnt; er heißt die Bibel. Und dabey haben uns unsere Vorfahren einen ganz untrüglichen Wegweiser gesetzt, der heißt die symbolischen Bücher. Die haben Sie freylich, vermuthlicher Weise, nicht gelesen, denn die Herren Selbstdenker pflegen nicht sehr belesen zu seyn. Wenn Sie mich zuweilen besuchen wollen, so können Sie sich näher belehren. Ich will Ihnen unsere ältern Theologen zu lesen geben, denn die werden Ihnen wohl gänzlich unbekannt seyn. Sie werden darinn, zu Ihrer Verwunderung, alle Streitfragen längst erledigt, alle Zweifel längst bestimmte, und alle die neuen Meinungen, auf die sich die neuen Heterodoxen so viel zu Gute thun, längst widerlegt finden. Leben Sie wohl, mein lieber Herr! — Ich wohne in der ... Straße.

Hiermit

Hiemit stand es auf, das süße Lächeln der Selbstzufriedenheit auf seinen Lippen. Die andern standen gleichfalls auf, und jeder gieng seinen Weg.

Achter Abschnitt.

Nach einer kurzen Pause, sagte Sebalduß: „Hätte ich doch stummermehr gedacht, daß man auf diese Art in Berlin von den symbolischen Büchern reden würde. Ein unbetrüglicher Wegweiser! Ich dachte, kein vernünftiger Mensch würde blindlings einem Wegweiser folgen, der vor mehr als zweyhundert Jahren gesetzt worden, er würde bedenken; durch wie viele Vorfälle der Wegweiser seit zweyhundert Jahren könne verrückt, oder der Weg schon geändert worden. Wenn man diese Trügligkeit überlegt, so muß man sich sehr wundern, daß die Menschen so großes Verlangen bezeigen, sich nach Lehrformeln, Synodalschlüssen und symbolischen Büchern zu richten.“

„Die Menschen ein Verlangen? rief Herr J. aus. — Dieß glaube ich eben so wenig, als daß die Menschen ein Verlangen haben, sich bey der Nase herumführen zu lassen. Aber diejenigen, welche die Menschen beherrschen wollen, brauchen Nasen, dar
an

an sie herfallen heruntersühren können, und dazu sind die wachsernen Nasen am besten. Glauben Sie denn, daß der Mann, der eben ist so viel von symbolischen Büchern redete, ihnen eben so strenge anhängt, als er verlangt, daß ihnen andere anhängen sollen?

Dieß muß ich dahin gestellt seyn lassen, weil ich den Mann nicht genau genug kenne.

Ich lasse es auch dahin gestellt seyn. Ich kenne aber nicht wenig Geistliche von hohem Sinne, die vielleicht sehr leicht Heterodoxen geworden wären, wenn dadurch Ruhm oder ansehnliche Aemter zu erlangen gewesen wären. Wenn sie aber sehen, daß andere schon mit besserem Erfolge durch Heterodoxien Ruhm erworben haben, wenn sie fühlen, daß sie schwerlich Geschicklichkeit und Macht genug haben möchten, noch wichtigere Neuerungen zu wagen, so eilet ihnen davon, Heterodoxen vom zweyten oder dritten Range zu seyn, und sie ergreifen die viel bequemere und sichrere Partey, sie stellen sich an die Spitze der Orthodoxen ihrer Stadt oder ihrer Provinz, und wenden eben die Lebhaftigkeit des Geistes, mit der sie Keherereyen hätten anstellen können, auf, um sich Keherereyen zu widersehen. Sich auf die ähtern Theologen und auf die symbolischen Bücher, bloß

, als

als auf unabweisliche Grundgesetze, zu berufen,
 ist schon eine so alte politische Maxime solcher Leute,
 daß sie bereits abgenutzt ist, und daß die Klügern
 unter ihnen schon auf ganz andere Mittel denken,
 um den Ruhm, den sie durch neue Heterodoxien nicht
 zu erhalten wußten, durch eine neue Orthodoxie von
 ihrer eigenen Schöpfung zu erlangen. Denn wenn
 diese Herren auch vorgeben, daß sie noch so ortho-
 dodox wären, so ist doch gemeinlich die Art, wie
 sie orthodox seyn wollen, sehr neu.

Dies kann wohl nicht anders seyn, erwiederte
 Gebaldus, denn je mehr ich den Gang, den der
 menschliche Verstand in seiner Entwicklung von je-
 hnt genommen hat, bedenke, desto unmöglicher
 scheint es mir, daß alles so bleiben sollte, wie es
 vier hundert Jahren gewesen ist, und desto un-
 glaublicher scheint es mir, daß man durch Vorschiff-
 ten von irgend einer Art, die Veränderungen der
 Meinungen und ihren Fortgang hindern will. Die
 symbolischen Bücher sind für die Zeit und unter
 den Umständen, unter denen sie gemacht worden
 sind, sehr gut. Aber warum wir denselben beständig
 anhängen wollen, so besuchte ich, ~~ich~~ seitdem
 Dogmen, Wissenschaften und Sitten ganz
 sich geändert haben, mir wahrlich nicht eine Theo-
 logie

logie bekommen, die sich für die Welt, in der wir leben, auf keine Weise schicken würde.

Sie haben ganz recht. Wenn unsere Theologen, die symbolischen Bücher des sechszehnten Jahrhunderts zur unveränderlichen Form des Glaubens annehmen, so handeln sie gerade eben so klug, als wenn unsere Schneider die steifen Kragen, kurzen Mantel, und weiten mit Pelz bebrämten Röcke eben dieses Jahrhunderts zur unveränderlichen Form der Kleidertracht hätten festsetzen wollen. Die Erfahrung lehret uns, daß die Meinungen sich nicht minder verändern, als die Kleidertrachten. Es gehe das her auch den symbolischen Büchern eben so, wie der Kleidung der Geistlichen. Als die symbolischen Bücher gemacht wurden, enthielten sie bloß die allgemein angenommenen Meinungen aller Glieder der Lutherschen Kirche, so wie die Kleidung der Geistlichen, dem Schritte nach, die Kleidung aller gelehrten Leute, und die schwarze Farbe, die Farbe eines Niedermanns war, wenn er feyerlich erschien. Als die Kleidermoden sich änderten, so blieben die Geistlichen in derselben immer wohl vierzig oder fünfzig Jahre zurück, so wie es ihnen noch oft in der Litteratur und Philosophie geht. Endlich änderte sich die Welt so sehr, daß der Schritt

, des

des Glaubens und der Kleidung, der zu Luthers Zeiten allen guten Leuten gemein war, endlich das Symbol eines besondern Standes blieb. Und dennoch befürchte ich, es gehe, auch in einer andern Absicht, der Konformität mit den symbolischen Büchern, wie den Hemden und den Mänteln der Gelehrten. Obgleich jene immer Orthodoxie heißt, und diese immer schwarz bleiben, so haben sie beide, doch, sonderlich seit fünfzig Jahren, so viel kleine, aber wesentliche Veränderungen erlitten, daß im Grunde, ein guter alter orthodoxer Dorfpastor, der, seit Buddens Zeiten, an keine Veränderungen weder in der Wahrsamkeit noch in Kloßschößen und Perücken gedacht hat, von einem jungen orthodoxen Diakon heiger Zeit, der vier Jahre lang in adelichen Häusern Hofmeister gewesen ist, aller Konformität überachtet, eben so stark in der Kleidertracht, als in der Glaubenslehre verschieden ist.

Sebalduß sagt lächelnd, es dünkt mich doch fast, die Dogmatik habe seit meiner Jugend mehrere Veränderungen erlitten, als die Kleidertracht. Ich dachte die Geistlichen gingen noch eben so, wie vor vierzig Jahren, in Röcken, und in Kragen und Mänteln. Ich dachte nicht. Sie haben nur auf jene Veränderung mehr Acht gegeben, als auf diese. Sie
ist

ist eben so werthlich. In sogar, oft ist sie aus Ver-
gierde, sich von andern Glaubensgenossen zu unter-
scheiden, entstanden, und dann ward sie ein Stoff
der Kirchengeschichte.

Ole scherzen. Wie kann die Glaubenslehre auf
die Kleidertracht einen Einfluß haben! Außerdem
sieht ja, in der ganzen protestantischen Kirche, eine
Priesterkleidung der andern ähnlich.

Kanoneswegen! Der steife Wollenträger in
Hamburg, Braunschweig, Breslau, Leipzig, und
das feine Ueberschlägelschen anderer Länder, die
enge Summaria in Westfalen und Holstein, der
weite Priesterrock in Sachsen und Anhalt, der
Mantel in Brandenburg, das sammetne Kalotz-
chen, das der Danziger Prediger auf seine Verkün-
dhet, sind alles wesentliche Unterschiede, die, so
viele alle Dinge in der Welt, ihren zureichenden
Grund, (determinirenden Grund, dachte Seba-
stianus festlich bey sich) und vielleicht oft zunächst
in der Lehre haben. Hier habe ich eben eine un-
gedruckte Handschrift: Historische Versuche über
Berlin betrifft, in der Tasche, die mir ein Freund
mitgebracht hat. Ich will Ihnen daraus etwas we-
sentliches von der Geschichte der Zute und Mantel
der Berlinischen Geistlichkeit vorlesen. Vielleicht
merken,

„merken Sie daraus, daß die Eingeweihten aller Orden
Zeichen haben, die den Augen der Profanen entgegen.,

Sie setzten sich abermals auf eine Bank, und Herr
F. las, wie folget:

„Philipp Jakob Spener, ein gutmüthiger red-
„licher Mann, der, in einem Zeitalter voll theologi-
„sches Stolzes, und theologischer Zänkerey, besche-
„den und friedliebend war, der, vorzüglich vor allen
„dogmatischen Epißündigkeiten, die er gern vermei-
„den hätte, und nach dem Genius seines Zeitalters
„nicht vermeiden konnte, die Keuschschaffenheit und
„die Engherzigkeit des Herzens einschärfte, befließ sich
„nicht in seiner Kleidung etwas sonderliches zu ha-
„ben. Sein ehrwürdiges Haupt, *) um das seine sil-
„berweißen Haare in natürlichen Locken hinabhieng,
„gen, wärmte ein kleines Kalottchen, und sein weite-
„gefalteter Mantel (die damals gewöhnliche Tracht
„der Gelehrten, die noch bis in das erste Viertel
„dieses Jahrhunderts alle Schüler in Berlin trugen,)
„hieng, als eine brauchbare Bedeckung, ungetünfelt
„über die Schultern und Arme herab. Bald nach
„seiner Zeit, ward ein Theil der Berlinischen Geistlich-
„keit nach dem modischen Puzze der Spanischen Per-
„ücken **) lästern, die sie so oft auf den Häuptern der
„Knechtinnenrätche und der Edelknaben, an dem prunk-

„vollen

*) Fig. 1.

**) Fig. 2.

„vollen Hofe unfero guten Königs Friedrichs I. ge-
 „hen hatten. Selbst die Plebsischen Prediger machten
 „diese so oft abgetanzelte, und, nebst den Fontangen der
 „Frauenzimmer, vom Einblasen des heiligen Gei-
 „stes hergeleitete Kopfherbe, so bald sie die Welt
 „teute mit dem Regierungsantritte König Frie-
 „drichs Wilhelms ablegten, ferner nicht verschmä-
 „hen. Vermuthlich ihrer Gravität wegen; denn sie
 „stengen nämlich, gleich den Reuten, die ihre
 „Denkzettel breit und die Säume an ihren Klei-
 „dern groß machten, *) an, in ihrer Kleidung sich
 „gesichtlich von andern Menschen zu unterschei-
 „den. **) Sie machten an ihren Kragen einen breiten
 „Saum. Ein breiter nur zweymal aufgestufter
 „Schiffhut beschattete vorn und hinten ihr Haupt,
 „und in den Mantel wickelten sie den Unterleib dor-
 „maßen ein, daß, bey dem wenigen Raume, den die-
 „se übrig behielten, derjenige unter ihnen, der
 „von Natur nicht bedächtlich war, einen bedächtigen
 „Gang annehmen mußte. Da unsere ganze Luthers-
 „che Geistlichkeit um diese Zeit anfang, sich von
 „der Hamburgischen Orthodoxie der pokernben-
 „den Mayer und Leumeister, ab, und zum sanftern Pla-
 „thimus zu neigen, so ward dieser eben beschriebene
 „Anzug

*) Staud. XIII

**) Pl. 1.

„Wang sehr bald aus Deutschland eines jeden Luthers-
 „rischen Pfarrers. Denn die Reformirten, beim
 „Hofe näher, wollten sich nicht so sehr von der ge-
 „wöhnlichen Kleidung abwenden. Sie behielten den
 „gewöhnlichen dreymal aufgestrichten Hut bey, und
 „den Mantel, *) dessen viele pedantische Falten sie
 „unmerklich vermindert hatten, schlugen sie von den
 „Schultern zurück, und hoben ihn im Gehen mit der
 „linken Hand stützend auf, so daß sie mit mehrern
 „Anstande fortschreiten konnten. Nach einiger Zeit
 „legten sie an, den Mantel **) den sie mit der linken
 „Hand empor gehalten hatten, zu mehrerer Bequem-
 „lichkeit ganz auf den linken Arm zu legen. Unter
 „den Lutheranern, welche schon längst den schmalern
 „Mantel, und die freyern Hüße der Reformirten
 „mit heimlichen Neide mochten angesehen haben,
 „wagte es zuerst ein Mann, in großen Dingen Klein,
 „und in kleinen Dingen groß, den Mantel ***) um
 „den Leib zu schlagen, und mit freyen Hüßen einher zu
 „treten, wofür er bald viele Nachahmer bekam. Es
 „wäre zu weitläufig zu erzählen, welche Widersprü-
 „che jede von diesen Veränderungen habe leiden
 „müssen, wie oft man aus der veränderten Art der
 „Mantel zu tragen, auf eine Neuerung in der Lehre
 „geschlossen

*) Fig. 2

**) Fig. 4.

***) Fig. 5.

„geschlossen habe, und wie oft eine Aenderung in der
 „Lehre unbemerkt durchgegangen sey, weil der Truwers-
 „ling den Mantel nach nach der alten Art trug.
 „Genug, die alte symbolische Reinigkeit des Man-
 „teltragens bekam noch einen größern Fleck, da
 „einige Kryptokalvinisten anfiengen, den Man-
 „tel, nach Art der Reformirten, auf den Arm zu leg-
 „gen, ob sie ihn gleich, weil sie sich denselben nicht
 „ganz gleich stellen durften, *) auf dem rechten Arme
 „trugen. In kurzem wurde dieser so kleine Unters-
 „chied der Konfessionen auch nicht mehr beobachtet.
 „Die Mäntel wurden rechts oder links getragen,
 „ohne einzige Regel, wie es jedem gefiel. Und man
 „konnte man einen Lutherischen Prediger von einem
 „reformirten bestoweniger auf der Straße unter-
 „scheiden, da eben zu der Zeit einige Lutherische Geis-
 „tlichen sich unterfiengen, den ehrbaren Schiffhut, der
 „bisher immer noch das Schiboleth eines Berli-
 „nischen Lutherischen Geistlichen gewesen war,
 „mit dem dreieckigten Hute zu vertauschen, den alle Ein-
 „wohner Berlins, und unter ihnen auch die refor-
 „mirten Geistlichen, trugen. So viel dem Widers-
 „sprache auch dieses Unernehmens anfangs aus-
 „gesetzt

*) Fig. 6.

gefest war, *) so gieng es doch ohne weitere Ab-
 dung durch. Denn nunmehr war die Zeit gekom-
 men, da die Unordnung und Laugkeit in der Lehre,
 die sich schon lange in die Herzen eingeschlichen hatte,
 auch an den Kleidern sichtbar werden sollte. Von
 Zeiten hatten sich die Lutherischen und Refor-
 mirten, so viel wie möglich, von einander abgeson-
 dert, auch wohl, eine Folge des Eifers für eines je-
 den Symbolum, weidlich mit einander geha-
 dert, nicht weniger, eine Folge des Haders, ein-
 ander herzlich gehasset; nunmehr aber, da sich
 ihre Geistlichen auch nicht einmal mehr der Klei-
 dung nach von einander unterschieden, war fast
 gar die Frage nicht mehr, ob jemand Lutherisch
 oder reformirt sey. Die Indifferentisterey hatte
 aber auch andere schädliche Folgen. Denn die geist-
 liche Kleidung verlor einen großen Theil ihrer

§ 3

*) Unter andern fanden in einer gewissen Kirche, in welcher
 wechselseits Lutherisch und reformirt gepredigt ward,
 beide Gemeinen Ursach, sich über diese Neuerung zu be-
 klagen. Es war bisher die Gewohnheit gewesen daß der
 Prediger, ehe er in die Sakristey war, außen, neben der
 Thür derselben, seinen Hut anhing, woraus die Zuhö-
 rer, gleich abnehmen konnten, an welcher Konfession die
 1.11 Predigt sey. Nachdem aber der Hut seine symbolische
 Kraft verlohren hatte, so konnten die irrigenmachten
 Kirchkinder nunmehr weiter an keinem Kennzeichen un-
 terscheiden, ob die Predigt die sie hörten, Lutherisch oder
 reformirt sey.

, wichtiges Ding wichtig, es mag nun ein Buchstabe,
 , oder ein symbolisches Buch seyn, so kann über dessen
 , Veränderung Jank und Wittelkeit, ja wohl gar Auf-
 , ruhr und bürgerlicher Krieg entstehen. Eben des-
 , halb sollte man, meines Erachtens, in Dingen, die
 , von der Meinung der Menschen abhängen, nicht all-
 , zuviel bestimmen und durch Zeichen festsetzen wol-
 , len, weil dadurch Nebendingen mehr Werth beyge-
 , legt wird, als sie eigenthümlich haben. Das Bes-
 , zechnote ist wesentlich, das Zeichen willkürlich.
 , Hat ein teurer Geistlicher Sponser's edelmüthige
 , Gesinnungen, so wird er einem weisen Manne eben
 , so werth seyn, er mag sich schwarz oder grün kleiden,
 , und jeder ehrliche Mann, der rechtschaffen handelt,
 , und so viel er kann, tugendhafte Thaten that, ver-
 , dient verehrt zu werden, er mag seine Gedanken vor
 , sich selbst weglassen lassen, oder sie an irgend ein
 , Symbolum heften wollen. Wenn mich nicht alles,
 , was ich als Kennzeichen der Wahrheit erkenne,
 , trägt, so muß ich glauben, Gott selbst werde uns
 , nach unsern Gesinnungen, und nicht nach unsern
 , Spekulationen richten; er werde jedem gnädig seyn,
 , der so viel gutes thut, als er in der Lage, in der er
 , sich befindet, thun kann, und werde keinen verdam-
 , men, weil er symbolische Bücher, die irgend eine

Partey, die einmal auf einem Winkel der Erde, eine Zeitlang mächtig war, zur Nichtschmutz festgesetzt hat, entweder nicht verstehen oder nicht billigen konnte.

Neunter Abschnitt.

Unter diesem Gespräche waren sie aufgestanden, und setzten es fort, bis sie vor das Haus kamen, wo ihr beiderseitiger Freund, der Major, wohnte, dem sie diesen Abend, einen Besuch zugebacht hatten. In dem sie eben ins Haus traten, sahen sie, zu ihrem großen Erstaunen, daß der Armenschulmeister, Sebalduß Freund, von zwey Bedienten mit Gewalt die Treppe hinunter geworfen ward, denen der Pletist, in welchem Sebalduß nach Berlin gekommen war, eiligst folgte, und mit weggewandtem Angesichte, die Hände über das Haupt zusammenschlagend, sich durch die Hausschür auf die Straße drängte. Herr S. und Sebalduß stießen die Bedienten zurück, die den wechlosen und todtenblaffen Schulmeister noch übler behandeln wollten, und der Major, der im Erdgeschosse wohnte, und bey dem heftigen Lärm seine Thür geöffnet hatte, nahm ihn in seinen Schuß, und führte ihn in sein Zimmer, wo er ihn in einem Armsstuhl sich niedersetzen ließ.

Nach:

Nachdem der Schulmeister wieder etwas Athem zu schöpfen anfieng, war die allgemeine Frage: was die Ursache des Lärms gewesen sey, und was er mit dem im ersten Stockwerke wohnenden Edelmann, dessen Bedienten ihm so hart begegnet, zu thun gehabt habe.

Der Schulmeister antwortete bloß durch tiefes Schluchzen, und durch die kläglichsten Ausrufungen: Ich elender Mann! ich unglücklicher Mann! ich bin ohne Rettung verloren!

Sebaldus suchte ihn durch alle möglichen Gründe wieder zur Fassung zu bringen, der Major bot ihm seinen Arm, Herr S. seine Börse und alle sonst nur mögliche Hilfe an.

Bergebens! er widerholte seine trostlosen Ausrufungen, mit den Gebärden eines Verzweifelten begleitet, bedeckte dazwischen einmal über das andere sein Angesicht mit seinen beiden Händen, und weinte bitterlich.

Nach langem Zureden beruhigte er sich endlich so weit, daß er, mit vielen untermischten Seufzern, folgendes erzählen konnte.

Sie wissen es, sagte er, indem er sich zum Sebaldus wandte, und ihm wehmüthig die Hand drückte, wie ruhig und wie glücklich ich war. Ob-

gleich war, hatte ich doch mein Auskommen. Ich arbeitete, nebst meiner Frau, fleißig; und meine Tochter — o mein einziges Kind! Sie war nie ihrem Aeldern ungehorsam gewesen, sie hatte uns nie den geringsten Verdruß gemacht, sie übertraf uns an Fleiß, sie machte uns mit ihrer künstlichen Arbeit Vergnügen; wenn wir Aeldern nur gerade die Nothdurft erwerben konnten, so verschaffte uns ihr Fleiß zuweilen einen festlichen Tag. Sie war mein Augapfel, ich war mehr als glücklich, als der heuchlerische Bischof, den sie haben aus der Thüre rennen sehen, meine ganze Glückseligkeit, die ich auf Erden habe, zerstört. Er sagte sich in der St. Verträutkirche oft neben mir, wo er auch wohl jetzt meine Tochter mag gesehen haben. Er suchte meine Bekanntschaft, indem er zwey arme Knaben in meine Schule brachte, für die, wie er sagte, gottselige Leute das Schulgeld bezahlen wollten. Er sah und lobte meine Tochter Arbeit, er brachte in kurzem einen Weibchen mit, der seine ausgenährte Arbeit bestellte, und reichlich bezahlte. Dief war, wie ich hernach erfahren habe, der Kammerdiener des weltlichen Wäffhüters, der in diesem Hause wohnt, ein unedlicher Kerl, ohne Redlichkeit, ohne Menschengefühl, den das Wimmern der zu Grunde gestor-

ten

, den Unschuld so wenig rührt, als den Schlichter das
 , Dicken des Samms, wenn er die Rehle abschreiben
 , will. Wie diesem hat der schändliche Unterhändler
 , vermuthlich den abscheulichen Encourf ins Reine ge-
 , bracht, mich und mein Kind ins Unglück zu führen.
 , Er führte meine Tochter, in Gesellschaft ihrer Wär-
 , ter, zu seiner Wohnung, wie er sagte, einer Matrone,
 , die ausgenähete Arbeit verfolgte, und verfertigen
 , ließ. Sie schien mit meiner Tochter Arbeit zuscha-
 , den, zeigte ihr aber noch feinere, und gab ihr zu
 , verstehen, daß sie dergleichen von ihr wolle verfertig-
 , gen lassen, daß sie ihr mehrere Vortheile dabey zei-
 , gen wolle, nur müsse sie unter ihren Augen arbei-
 , ten. Mein Kind freute sich, mehr lernen zu könn-
 , en, und wir fanden kein Bedenken, sie in das
 , Haus einer Matrone zu schicken, bey der alles ein-
 , frommes und verständiges Ansehen hatte. Sie gieng
 , einige Monate lang täglich in dieß Haus. Sie nahm
 , an Geschicklichkeit zu, und wir glaubten, diese Be-
 , kanntschaft wäre ein Glück für unser Kind. Ach,
 , leider! wir wußten nicht, daß sie schon unweiters
 , betrügth unglücklich war. In den ersten Tagen
 , ihres Aufenthalts in diesem Hause, war der junge
 , Herr selbst, unter dem Vorwande Arbeit zu bestel-
 , len, dahin gekommen, er hatte meine Tochter gese-
 , hen,

zihen, und ihre Arbeit gleichgültig gelobt. In kurzem
 ward er zudringender, die Wirthin ließ ihn mit wei-
 ner Tochter gesellschaftlich allein, oder ward von
 ihrem Bettel zu andern Geschäften gerufen. Man
 wandte er alle verführerischen Kräfte an, um ein jun-
 ges Herz zu gewinnen, das noch nicht gelernt hatte,
 sich gegen betrügerische Anlockungen zur Wehre zu
 stellen. Das süße Gift der Schmeicheley behörte
 wohl oft einen weisen-gesehten Mann, wie sollte ihm
 ein junges unerfahrenes Mädchen widerstehen kön-
 nen, das noch keinen hinterlistigen Menschen gese-
 hen hatte, das jedes Herz für so zählich hielt, als
 ihr eigenes. Kurz, ihr ward ihre Unschuld geraubt.
 Die Folgen davon ließen sich bald spüren. Sie
 ward kränklich, und das schreckliche Geheimniß konnte
 ihrer Mutter ferner nicht verborgen bleiben. Wie
 waren wir von Bittē gerührt, aber Klagen und
 Verwünschungen waren zu spät, wir mußten nur
 unser armes Kind zu retten suchen, das inummer
 über ihren Fehltritt, den sie nun erst in seiner wahr-
 ren Gestalt sah, sich das Leben abhärmte. Auf der
 andern Seite wollte der Verführer auch nicht eher
 von ihr ablassen, bis er ihrer völlig satt wäre. Er
 sandte täglich Botschaften und Briefe, die nicht an-
 genommen wurden. Der Kammerdiener schlich sich
 , einiger

,nirgendmal ins Haus, wo ich ihr ankamst abholtes. Endlich
 ,melbete sich heute der Unterhändler, der sich seit
 ,langer Zeit nicht hatte sehen lassen. Er betonte,
 ,mit gleichmässigem Wortgepränge, den Unfall, den
 ,ich hätte erfahren müssen, und, nach vielen Umschweifungen,
 ,kam er endlich auf seinen Antrag, nehme
 ,ich daß ich mit dem Herrn selbst sprechen möchte,
 ,weil er mir Vorschläge thun wolle, die so vernünftig
 ,und billig wären, daß dadurch ein großer Theil
 ,des geschenen Schadens könne ersetzt werden. Es
 ,groß auch mein Widerwillen war, dem Verfäher
 ,meiner Tochter ohne Bewünschung in die Augen zu
 ,sehen, so gieng ich doch mit dem dienstwilligen Un-
 ,terhändler hin. Was meinen Sie, daß der vernünftige
 ,und billige Vorschlag war? (Hier drang ein Strom
 ,von Thränen aus seinen Augen:) Meine Tochter
 ,solte Ausgebinne bey dem Verräther ihrer Ehre
 ,werden, und ihr Vater sollte einen schimpflichen mo-
 ,nathlichen Gehalt haben, um die Frucht des uner-
 ,laubten Umgangs zu erzielen. Hier konnte ich mich
 ,nicht mäßigen, ich stieß aus, was der Unwillen
 ,guten ehrliehen, obwohl armen Vater eingeben kann,
 ,denn ein vornehmer Wohlthling zumuthen darf, der
 ,Kuppler seiner eignen Tochter zu werden. Der Kom-
 ,merdiener, der während der ganzen Unterhandlung
 ,eben

„Ich so viel gesprochen hatte, als der Herr Richter, kaum
 „sonst lächerlich, daß ich mich einem Arrangements
 „widersehen wollte; daß der gnädige Herr der petita
 „süße ja weiter nichts abels thun wollte, u. d. gl. Ich
 „ließ meinen ganzen Kinnuth aus, und wollte unüber-
 „züglich zur Thür hinaus, als der Unterschreiber des
 „Mittel trat. Er versicherte, daß er den ersten Vor-
 „schlag selbst nicht billige, weil dadurch den Schwa-
 „chern mancher Mangel gegeben werden könnte; er
 „versicherte also, daß der Kammerdiener meine Tochter
 „übernehmen, und das Kind als sein Eigenthum aufnehmen
 „sollte, dagegen werde ihn der gnädige Herr zum Haus-
 „besitzer machen, so bald er sich mit seinen Eil-
 „bürgern völlig gefehlt habe, und wieder zum Herrn sei-
 „ner Güter gekommen sey. Mein! länger konnte ich mich
 „nicht halten. Eben so gern würde ich meine Tochter
 „dem Hüttl gegeben haben, der diesen Duden hätte
 „brandmarken sollen, welcher das vornehmste Werkzeug
 „der Verführung meiner Tochter gewesen war. Ich
 „sagte nunmehr dem Herrn gerade heraus, daß ich
 „sein Verbot auf keine Weise durch meinen Day-
 „witz billigen wollte, daß ich die wenigste Gerechtig-
 „keit, die mir der Richter wiederfahren lassen könnte,
 „aus allen Kräften suchen würde, und daß er mit mei-
 „nem Willen meine Tochter nie wieder solle zu Ge-
 „sicht

sicht bekommen. Er kam darüber in die größte Wut, und befahl seinen Bedienten mich hinaus zu werfen; der Unterhändler wollte ihn zwar besänftigen, aber er hieß ihn auch zum Teufel gehen, und ließ als ein Rasender in sein Kabinett.

Als er seine Erzählung geendigt hatte, verbaug er abermals sein Angesicht in seine Hände, und überließ sich einer trostlosen Verzweiflung.

Alles, was Sebaldus und Herr J. thaten, um ihn aufzurichten, verfieng nichts. Er rief mit klägerlicher Stimme aus: „Alle Hoffnung ist für mich verlohren! Selbst die Götter haben keinen Schutz für mich. Mein Vagner darf mich ungestraft beleidigen, ungestraft unglücklich machen!

„Nein! Das soll er nicht!, rief der Major, der schon lange mit starrer Aufmerksamkeit zugehört hatte. „Wir wollen sehen, was der Dursche zu thun vermeint.“

Er rief seinen Reitknecht, ließ sich bey seinem Nachbar eine Treppe hoch melden, und ein Paar Minuten drauf nahm er seinen Hut und Degen, und stieg die Treppe hinauf, ohne erst Antwort zu erwarten.

Er fand den Edelmann im Besaale, im Begleite angekommen, um diesen Besuch zu vermeiden. Er wollte

wollte sogleich eine höfliche Entschuldigung stammeln, aber der Major trat gerade vor ihn, und sprach mit gerunzelter Stirn:

„Herr! sind Sie ein Edelmann?“

„Ich dachte, war die Antwort, ich könnte mich in ein hohes Stifte aufnehmen lassen, wenn ich wollte. Aber um Vergebung, wozu diese Frage, die mich bei fremden könnte?“

„Wozu? weil ich dachte, daß ein Edelmann, auch sein ehrlicher Mann seyn mußte, ehe er ein Edelmann seyn kann.“ —

„Wie so? — Mein Herr! Sie kommen in meine eigene Wohnung, mich zu beleidigen, geben sie wohl Acht, —“

„Herr, die Wahrheit ist gut zu sagen, wo es auch ist. Sie haben, Herr! eines ehrlichen Mannes Tochter verführt, und haben noch dazu den Vater gräßlich beleidigt, das thut kein Mann der Ehre im Leibe hat, und das haben Sie gethan.“

„Herr Major, wenn ich nicht für Ihr Alter Achtung hätte, — so würde ich. . . Aber parbleu ich weiß auch noch nicht, was Sie von mir eigentlich wollen. Meinen Sie etwa den Kerl, der eben hier war? der geht mich gar nichts an. Mein Homme de Chambre hat mit seiner Tochter was zu thun gehabt“

hät, und darüber lärmt der Vater: Aber er hat Unrecht, denn mein Homme de Chambre will das Mensch heirathen.

Der Kammerdiener trat vertraulich hervor, und versicherte den Major, in gebrochenem Deutsch, daß er noch zur Heurath bereit sey.

Der Major sah ihn stämmisch über die Achsel an, und sagte: „Patron, wenn ich mit dir werde reden wollen, so werde ich dir sagen: — Mit Ihnen habe ichs zu thun, Herr! Wer Sie sich ins Herz schämen sollten. Wären Sie, Herr, daß ich nicht weiß, wer mit dem Mädchen zu thun gehabt hat? Denken Sie, Herr, daß die Tochter eines ehelichen Mannes, weil Sie sie geschändet haben, nun für Ihren Kuppler gut genug ist?

Das ist doch besonders, — ganz besonders; — und Sie müßigen sich noch dazu gar nicht in Worten; — lassen Sie doch die Leute die Sache ausmachen, die Sache geht mir ja gar nichts an; — und darf ich fragen, wie Sie dazu kommen, daran Theil zu nehmen? —

„Wie? Herr! weil der Mann mein Freund ist. —

„Ah pardi! das ist eine andere Sache. Ich habe nicht gewußt, daß Sie unter Leuten solcher Art auch Freunde hätten.,

, Ja, Herr! Ich schäme mich nicht, eines ehrlichen
 , Mannes Freund zu seyn, und scheue mich nicht, jet
 , den Schurken zur Rede zu setzen, der einem ehrl
 , chen Manne angekrast Unrecht thun will,

, Ich bin ganz betroffen, Herr Major; da ich gar
 , nicht die Ehre habe, Sie zu kennen, kommen Sie
 , in meine Wohnung, und sagen mir voll Ungeklär
 , Dinge vor, die — — ich weiß gar nicht — Was
 , verlangen Sie denn, daß ich dem Manne und dem
 , Mädchen thun soll? —

, Herr! Genugthuung sollen Sie beiden geben,
 , und — doch, durch welche Genugthuung können Sie
 , ein solches schimpfliches Verfahren wieder gut ma
 , chen!, — Er schlug sich mit der Hand vor die Stirn.

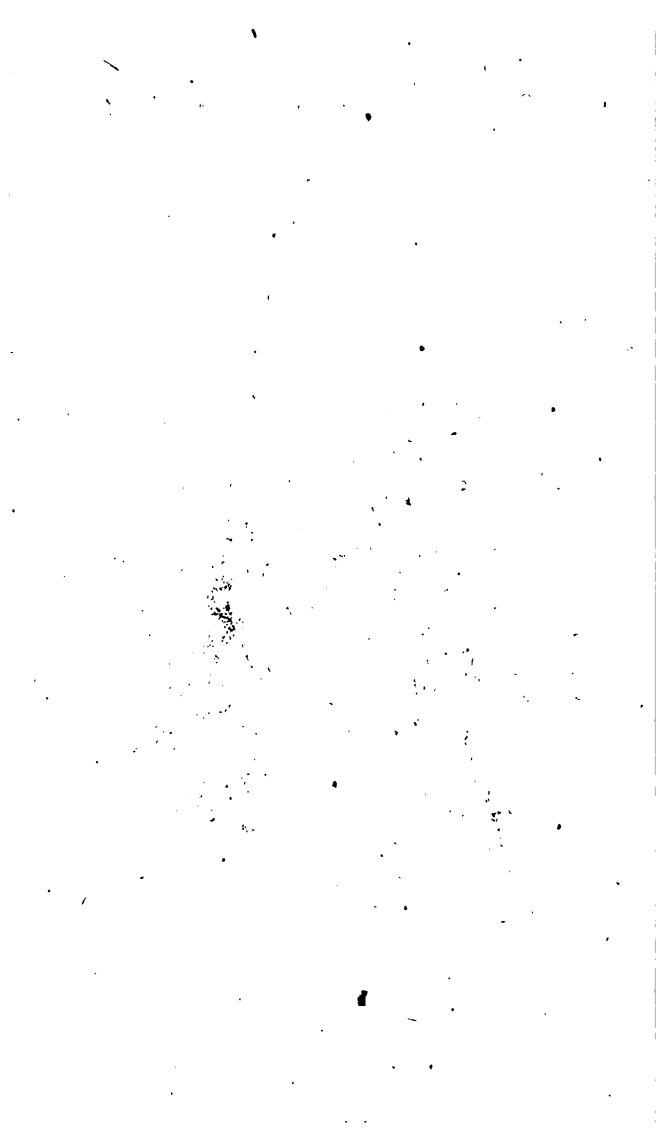
, Sie sehen also selbst, Herr Major, daß ich bey
 , der Sache nichts weiter thun kann; und wenn mein
 , Homme de Chambre das Mädchen heurathet, und
 , ich ihr in Ansehung seiner, ein Heurathsgut geba

, , Nein, Herr! wir sollen Sie Genugthuung ge
 , ben, weil Sie ein Schurke sind, und sich unersch
 , hen, mit mir unter Einem Dache zu wohnen;
 , und hiemit zog er den Degen.

, Herr Major! hören Sie doch vernünftige —

, Herr! Ich' Er, oder, straf mich Gott! ich will Ih
 , zeigen, daß Er nicht werth ist einen Degen an der
 , Seite zu tragen. , Gut





„Gut! Herr Major! ich will Ihnen Satisfaction geben, — aber auf Pistolen; — — ich schlage mich nicht anders, als auf Pistolen.“

„Herr! mach' Er kein Federlesens, zieh Er auf der Stelle, oder ich will' Ihn —“

Dem Edelmann blieb nichts übrig, als den Degen zu ziehen. Der Major drang auf ihn ein. Der Kammerdiener kam seinem Herrn mit gezogenem Hirschfänger zu Hülfe, und plötzlich fuhr der Hirschfänger tief in des Majors Rücken, ob von ungefähr, oder vorsätzlich, sey dahin gestellt.

Franz, der Reitknecht, faßte den Kammerdiener in die Gurgel, und gab ihm einen Deutschen Faustschlag auf den andern ins Gesicht. Der Major lag in seinem Blute, der Edelmann machte ihm eine verbindliche Entschuldigung, wegen dieses unglücklichen Vorfalls, die der Major bloß mit einem Blicke voll Verachtung beantwortete. Herr S. schickte nach der Wache. Der Kammerdiener ward in Verhaft genommen, der Edelmann bekam Hausarrest. Der Major ward in sein Bett gebracht und von einem Wundarzte verbunden, und der Schulmeister, den seines Vertheidigers Unfall, noch mehr wie sein eigener, außer aller Fassung gebracht hatte, ward halb

H 2

tode

tode in eine Methuskitsche gesetzt, und von Herrn S. und von Sebaldus nach Hause gebracht.

Zehnter Abschnitt.

Der Major ward von seinen Freunden täglich besucht. Im Anfange schien die Wunde nicht gefährlich. Aber nach einigen Tagen verschlimmerten sich die Umstände sehr. Das Wundfieber ward heftiger, die Entzündung nahm zu, und die Kräfte nahmen ab. Der Wundarzt erklärte endlich, daß sehr wenige Hoffnung zur Wiedergenesung da wäre. Die sämmtlichen Freunde des Majors waren darüber sehr niedergeschlagen, der gute Franz aber, der über dreißig Jahre in des Majors Diensten gewesen war, weinte unablässig, so daß ihn der Kranke selbst tröstete, der unter allen diese Nachricht mit der größten Gleichmüthigkeit ausnahm. Die geschwinde Abnahme seiner Kräfte ließ nur allzusehr befürchten, daß sie wahr seyn möchte.

Eines Tages war der Kranke besonders schwach. Gegen Mittag aber fiel er in einen Schlummer, in dem er einige Stunden verblieb, und als er erwachte, äußerlich ein wenig erquickt schien. Franz, der über dessen mißlichen Zustand sehr traurig war, ergriff

Die Gelegenheit, da der Major halteres Gemüths, und sie beide allein waren, und that, nach vorgängiger Entschuldigung, eine Frage, die ihm schon lange auf dem Herzen gelegen hatte, nehmlich:

„Ob der Herr Major, nicht das Sacrament nehmen wollte.“

„Lieber Franz, du meinst es recht gut, sagte der Kranke, aber wozu? Ich habe das Abendmahl immer nur genommen, wenn entweder das Regiment communicirte, oder wenn ich besondere Ursach fand, mich zu sammeln, und ernsthaft über mich nachzudenken; aber glaube mir, Franz, ein Krankenlager von drey Wochen giebt an sich selbst Gelegenheit genug zum ernsthaften Nachdenken.“

„Aber, lieber Herr Major! ein Mensch muß doch so schwer sterben, wenn er nicht gebeichtet hat.“

„Höre nur, mit der Beichte habe ich niemals etwas zu thun gehabt. Anstatt der Beichte sagte ich allemal laut und ernstlich: Schaff in mir Gott ein reines Herz, und gieb mir einen neuen gewissen Geist; verwirf mich nicht von deinem Angesichte, und sey mir gnädig. Damit war mein Feldprediger zufrieden, und ich denke, Gott wird auch damit zufrieden seyn, wenn ichs jetzt sage.“

„Aber höre, Franz, ich will jetzt thun, was ich sonst

, bey der Belagerte that, ich will dich wegen alles des-
 , sen um Vergebung bitten, was ich dir kann zur
 , der gethan haben; vergieb es mir., Hier reichte er
 Franz die Hand.

Franz küßte des Majors Hand, die er mit Thrä-
 nen benetzte, und sagte schluchzend: , Ach, Herr Ma-
 , jor! ich kann Ihnen nichts vergeben, Sie sind im-
 , mer mein guter Herr gewesen, und haben an mir
 , mehr Liebe bewiesen, als ich verdiente. Vergeben
 , Sie mir nur, wenn ich zu vorschnehl gewesen bin.
 , Ich dachte doch, man könnte nicht ruhig sterben,
 , wenn man nicht von einem geistlichen Herrn ordent-
 , lich vorbereitet würde. Als Sie daher schliefen, lief
 , ich geschwind zu einem Prediger, der nicht weit von
 , hier wohnt, aber er war nicht zu Hause.

, Du hast recht gut gemeint, Franz; da er aber
 , nicht zu Hause war, ist's nun auch eben so gut. Ich
 , habe mit diesen Herren nicht gern etwas zu thun,
 , wenn ich sie nicht vorher genau kenne. Ich lag,
 , du weißt es, auf dem Schlachtfelde bey Torgau, hart
 , verwundet, an zwölf Stunden, ehe du mich unter
 , den Todten und Blessirten herausfandest. Damals
 , konnte mir kein Feldprediger zusprechen, und ich war
 , zum Tode eben so bereit, wie jeho.

Indem

Indem er dieses sagte, trat Sebaldus herein, um ihn zu besuchen.

„Sie kommen, mein lieber Freund, sagte der Kranke, gerade zur rechten Zeit. Ich werde von diesem Lager nicht wieder aufkommen, ich weiß es, und bin ganz völlig gefaßt zu sterben. Man nennt mein guter Frank, (er drückte demselben die Hand) es sey nöthig, daß ich von einem Geistlichen zum Tode bereitet würde. Dies wünschte ich von niemand lieber, als von Ihnen, mein Freund. Thun Sie, als ob Sie mein Beichtvater wären. Fragen Sie mich, lehren Sie mich, beten Sie mit mir.“

Sebaldus sagte sehr gerührt: „Der Zuspruch auf dem Todtenbette ist allezeit eine sehr schwere und zuweilen eine vergebliche Sache. Es kann daselbst schwerlich noch eine Veränderung des Geistes vorgehen, wenn sie vorher im ganzen Leben nicht geschehen ist. Glaubenslehren zu beweisen, ist die Zeit zu kurz und der Geist nicht heiter genug; Pflichten einzuschärfen, ist zu spät. Die Schwachen aufzurichten, ist was ein menschenfreundlicher Prediger am leichtesten thun kann.“

„Naj. Herr! ich bin nicht schwach! schonen Sie meiner, gar nicht, sondern gehen, Sie mit mir um, wie

Sab. Ist das nach diesem Leben noch ein künftiges zu erwarten sey?

Maj. Nein, mit dem Tode ist alles aus.

Sab. Ich habe zuweilen aus Ihren Reden geschlossen, daß Sie eine solche Meinung hegten, ohne daß es sich gehört hätte, sie näher erläutern zu können. Wäre diese Meinung wahr, so wären wir, wie Sie selbst nicht läugnen werden, in vielen Begegnissen des Lebens völlig trostlos. Gott hat aber, wie ich glaube, so wie er kein Uebel, ohne zu gutem Zwecke zuläßt, auch, als ein gültiger Vater, für jedes Uebel den Trost in die Natur gelegt. Dieß hat mir schon vor langen Jahren über diese Meinung näher nachzudenken Gelegenheit gegeben; ich weiß daher, daß, in der Vernunft und in der Schrift, viele Gründe zu finden sind, die sehr bald das Gegentheil wahrscheinlich, und bey reiferm Nachdenken, gewiß machen.

Maj. Herr! ich habe immer gedacht, daß die Vernunft nicht einmal weiß, wenn ein Toter recht todt ist; wie sollte sie wissen, was nach dem Tode vorgehet. Wenigstens meine Vernunft reicht so weit nicht. Was die Schrift betrifft, so steht viel gutes darinn. Ich habe alles gelesen. Es läßt sich vieles hier in diesem Leben sehr wohl nähren. Aber von einem künftigen Leben, so wie von so viel andern unbegreiflichen

den Dingen, glaube ich nichts, wovon sich in Herrn Buche steht.

Seb. Wenn Sie denn also die Bibel gelesen haben, glauben Sie denn, daß darinn der Willen Gottes enthalten ist, dem wir folgen sollen?

Maj. Gottes Willen ist, daß ein Mensch ein rechtschaffner Keel seyn soll, und nicht Unrecht thun. Das weiß jeder, und es steht auch in der Schrift. Das übrige mag für euch Herren Geistlichen gut seyn. Ein Soldat kann nicht so vielerley Dinge in seinem Kopf kriegen, worüber ihr euch disputirt.

Seb. Sie gestehen also, daß kein Mensch Unrecht thun sollte. Gleichwohl thun die meisten, ja man kann wohl sagen alle Menschen mannichfaltig Unrecht. Wie ist's nun wenn wir mit unsern Sünden Bestrafung verdient hätten?

Maj. So mügen wir sie leiden. Wer heißt uns sündigen?

Seb. Die Frage läßt sich vielleicht nicht so gerade zu entscheiden. Denn, wenn nun unsere Natur so unvollkommen ist, daß wir nicht ohne Sünde bleiben können, wenn wir nun zu schwach sind, den Willen Gottes vollkommen zu befolgen.

Maj. Ey! denn kann Gott auf uns nicht sehen. Er hat uns selbst gemacht, und wahrhaftig sieht mit großer

großer Klinghelt gemacht, daß nichts an uns ohne Ursach ist. Wie könnte er denn von uns etwas verlangen, das wir nicht leisten könnten? Sehen Sie hier meinen Hühnerhund, der ist ein Hühnerhund, und weiter nichts, er wird vor einem Huhn stehn; aber wenn ich verlangen wollte, daß er eine Sau stellen sollte, so kann ich nicht sagen, der Hund sündigt, wenn ers nicht kann.

Seb. Sie schließen viel zu rash. Wir würden langsamer gehen müssen, wenn wir diese Frage gründlich untersuchen wollten, dazu fehlt uns ist aber die Zeit. Lassen Sie uns auf das künftige Leben zurückkommen. Ueberlegen Sie wohl, daß wenn es wegfällt, auch alle Belohnungen und Bestrafungen wegfallen, welche Tugend und Laster, wie es offenbar ist, in diesem Leben nicht in angemessenem Maße erhalten. Und damit würden also auch alle Bewegungsgründe zur Tugend wegfallen.

Maj. Warum das? Ein ehrlicher Kerl muß Recht thun, weil es Recht ist, und nicht weil er dafür belohnt seyn will. Werde ich belohnt, so ist's gut, wofern aber nicht, so muß ich doch rechtschaffen handeln. Ich habe im kühnem Kriege oft mein Leben gewagt, ob ich gleich immer Major geblieben bin. Oder glaube er, Herr! daß ich nur deswegen den Schurken da
oben

eben zur Rede gestellt habe, damit ich dadurch in jenem Leben könnte Oberstlieutenant werden?

Seb. Die Belohnungen sind aber doch Folgen guter Thaten. Auch in diesem Leben verlangt ein Soldat für seine Tapferkeit vom Könige Belohnung, und ist unzufrieden, wenn er sie nicht bekommt.

Maj. Ey, ist's nicht Belohnung genug, wenn ich weiß, daß ich Recht thue. Und dann, Herr! ist's mit Gott eine ganz andere Sache, als mit dem Könige. Der Herr, ist ein Mensch wie ich, und kann nicht alles wissen, sonst wäre ich auch wohl weiter. Aber Gott weiß alles, und da hats gute Wege, der wird mir schon zukommen lassen, was mir gehört.

Seb. Sehen Sie nun aber einmal auf einen Augenblick voraus, daß ein künftiges Leben wäre, welches doch, wie Sie gesehen werden, an sich nicht unmöglich ist; sehen Sie voraus, daß alle unsere Handlungen, gute und böse, auch in jenem Leben Folgen haben müssen, und daß diese Folgen, wenn uns gleich die Art noch unbegreiflich ist, in vielen Fällen überschwenglich groß seyn können. Wird nun derjenige nicht viel vorsichtiger gehandelt haben, der seine Handlungen, nach einer strengen Richtschnur, so eingerichtet hat, wie er sie auch in jenem Leben zu verantworten gedenkt, als derjenige, der, in der Meinung, es sey nach dem Tode

Tode alles aus, gethan hat, was ihm beliebt, und in dieser Sorglosigkeit vieles begangen hat, das er nicht rechtfertigen und dessen Folgen in jenem Leben er nicht ändern kann? Und überlegen Sie, welcher unter beiden in dieser Welt ein besserer Bürger, und ein rechtschaffenerer, tugendhafterer Mensch seyn werde.

Der Major sah den Sebaldus mit starren Augen an, und schwieg still. Sebaldus auch. Endlich brach der Kranke aus:

Herr! daran habe ich noch in meinem Leben nicht gedacht. Ein Soldat hat auch nicht Zeit, so weit hinzudenken. Aber ich bestane mich jetzt eben. Wenn auch ein künftiges Leben, und ein jüngster Tag ist, so glaube ich, ich werde dann ein Herz fassen, und weder vor Gott noch vor dem Teufel erschrecken. Daß ihn kommen den Teufel, wenn er mich auflagen will, er muß mich doch vor Gott anklagen, und der weiß, daß ich nie willentlich etwas böses gethan habe. O du mein allmächtiger Schöpfer! würde ich sagen, (er richtete sich ein wenig auf, und faltete seine Hände,) du weißt, daß ich nie den hilflosen Unglücklichen geduldet, daß ich nie den Wittwen und Waisen betrübt, daß ich nie willentlich diese Hände zum Bösen gebraucht habe. Zwar — (hier schwieg er ein wenig still

still, und schlug seine Augen wieder) ich hätte noch mehr Gutes thun können — Aber (hier hob er seine Augen abermals empor) allgütiges Wesen, ich werfe mich in deine Hände. Du hast mich zum Menschen machen wollen, also sollte ich wohl nicht ganz vollkommen seyn. Ich verlange auch nicht, wenn ein Himmel ist, im Himmel oben zu stehen.

Hier sank er, von der Anstrengung entkräftet, sanft zurück; die Luft fehlte ihm, er erholte sich, und sprach noch mit stammelnder Stimme zum Sebaldu, indem er ihm die Hand drückte:

„Ach! mein Freund, wenn Gott ein Regiment von Seligen hat, so wäre es schon genug, wenn unser, einer nur ein Gemeiner werden könnte. — —

Er wollte noch etwas sagen; aber der Steckfluß nahm überhand, er fieng an zu röcheln, und nach einigen fruchtlosen Versuchen ihm zu helfen, verschied er einige Minuten darauf, und Sebaldu drückte ihm weinend die Augen zu.

Elfter Abschnitt.

Scarm war er entschlafen, als der Prediger, welchen Sebaldu unter den Linden auf der Bank getroffen hatte, schnell in das Zimmer trat. Er hätte

hätte bey seiner Zubauskunft, die durch Franzos an ihm gebrachte Botschaft erfahren. Er eilte, so sehr er konnte, an einen Ort, wo er sich wie ein anderer Fresenius, durch die Bekehrung eines Freygeistes auf dem Todtenbette zu signalisiren dachte; denn weil er sich um alles, was in seinem Kirchensprengel vorgieng, bekümmerte, so war ihm unverborgnen geblieben, daß der Major besondere Meinungen hege, und weder ihn noch einen von seinen Kollegen zum Beichtvater gehabt habe.

Als er sahe, daß er zu spät kam, rief er aus:
 Pr. O Gott! wie groß sind deine Gerichte! Auch diesen Sünder, dem du so lange Zeit zur Besserung gegeben, und der die Gnadenzeit muthwillig hat verschrecken lassen, hast du ins Gericht der Verstockung dahin gegeben! daran mag sich jeder spiegeln, und Buße thun, weil es noch Heute heißet!

Seb. Mein Herr! schmähen Sie diesen todten Leichnam nicht! Der selige Major war ein rechtschaffener Mann. Sein Innerstes wird Gott richten, vor dessen Richterstuhl er steht.

Pr. Wie können Sie einen verstockten Sünder selig nennen? Wissen Sie wohl, daß dieser unglückliche Mensch kein ewiges Leben, keinen Himmel und Hölle

Hätte, keinen Gott und keinen Teufel geglaubt, und in seinen Sünden dahin gelebt hat?

Seb. Ich weiß es, daß er viel Trugschlüsse gemacht hat. Ich habe schon oft gewünscht, und dieser Fall erneuert bey mir den Wunsch, daß der Gebrauch einer gesunden Philosophie unter der ganzen Nation gemein würde, damit auch unstudirte Personen über transcendente Sätze, die sie nicht ganz entbehren können, richtige Begriffe hätten. Jedet Mensch — —

Pr. O! Sie mögen wohl selbst sehr irrtige Begriffe haben; was gehöret eine weltliche Philosophie hieher? Der Weg zum Heil ist in Gottes Wort vorgeschrieben, und in den Schriften bewährter Theologen, die es erklärt haben, die wollen Sie doch wohl nicht verworfen? Wollen Sie?

Seb. Davon ist nicht die Rede. Meine Meinung ist nur: Wer sich bey der gewöhnlichen Auslegung und bey der gewöhnlichen Dogmatik beruhigen kann, der thue es; kann er aber nicht, und will er seine Zweifel verfolgen, so wäge er sich nicht, ohne das Licht einer gesunden Philosophie, in die Irrgänge der Dogmatik und Exegese, er wird sich sonst immer mehr in seine Zweifel verwickeln. Indessen kann

ich nicht glauben, daß Gott jemand verdammen werde, weil er nicht richtig genug gedacht hat; und Menschen sollten es auch nicht thun.

..O! der schönen Philosophie! O! der sinnlichen Reichthümer eines natürlichen Menschen! Wer Gottes Wort nicht für Gottes Wort hält, wer sich der Sacramente als von Gott gegebener Unmittelbarkeit nicht gebraucht, und so in seinen Sünden dahin sticht, der ist verdammt.

Seb.

*) Diese Meinung des Sebaldus, die vielen Gottesgelehrten als nach Kezerey schmeckend vorzukommen möchte, beugte auch ein sehr verständiger und vorsichtiger Mann. Er sagt: So ist es im Heidenthume den Epikürem, und im Judenthume den Sadducern ergangen. Worbey mir ein öfters eingekommener Gedanke wieder einfällt: was doch die Ursache seyn muß, daß unser Selbstand der bey allen Gelegenheiten die Pharisäer so hart anläßt; weil gelinder mit den Sadducern umgeht, die doch, weil sie die Auferstehung, und ein anderes Leben, wo das Gute belohnt, und das Böse bestraft wird; das Daseyn der Geister; mithin auch gute und böse Engel, leugneten, den Grund aller Religion umstießen? Ich erinnere mich nicht irgendwo etwas gründliches darüber gelesen zu haben. Sollte vielleicht daraus zu schließen seyn, daß in Gottes Augen, die Heuchelei, der geistliche Hochmuth, und der verstockte Aberglauben, für größere Fehler angesehen werden, als die bloßen Irrthümer des Verstandes, wenn sie auch noch so wichtige Gegenstände betreffen? S. v. Bünaus Betrachtungen über die Religion. Leipzig 1709. in 3. Theil Buch. S. 90.

Seb. Wenn Sie nähere Nachrichten von dem Zustande in jenem Leben haben; so muß ich es geschehen lassen. Ich wenigstens kann mich nicht überzeugen, daß ein Mensch, der, so viel er gekonnt, seinen Pflichten nachgelebt, und Gutes gethan hat, der nun eigenmächtig, : gerecht und wohlthätig gewesen, und sich bey seinem Ende in des barmherzigen Gottes Arme geworfen hat, — daß dieser von Gott ausdrücklich müsse verdammt werden. Ist's anders, so weiß ich wenigstens nicht.

Pr. Ja! Ich aber weiß es besser! Ich, als ein berufener und verordneter Diener Gottes, sage Ihnen, daß Gottes Wort ausdrücklich lehret: Wer nicht an den dreieinigen Gott glaubt, der ist ewig verdammt, und ist keine Erlösung für ihn, weder in Zeit noch in Ewigkeit.

Sebalduß, dessen Blut durch das Wort ewige Verdammniß sehr leicht erhitzt ward, fuhr auf, und wollte im Zorn heftig antworten. Er faßte sich aber zum Glücke bald, und sagte bloß, indem er einen Schritt zur Thüre gieng:

In der That, bloß der, welcher glaubt, er sey ein unmittelbarer Gesandter Gottes, darf sich unferstehen, das Schicksal eines Menschen so positiv zu bestimmen. Beantworten Sie: dieß bey dem,
 , der

der Sie gesandt hat zu verdammen., Und so
gieng er zur Thür hinaus.

Der Prediger, weil er niemand anders hatte, wendete sich an Franzen. Er bewies ihm, daß der Major ewig verdammt seyn müsse. Franz weinte, schlug sich an die Brust, und rief aus:

„Ach! er war doch so sehr böse nicht, daß nicht für seine arme Seele Hilfe seyn sollte. Ich wollte gern selbst für ihn hundert Rosenkränze beten, wenn ich seine Seele aus dem Fegefeuer retten könnte. Doch was kann ich armer einfältiger Mensch! Nein! ich kenne einen frommen Prior in Böhmen, dessen Kloster der Major vom Arzünden und Plündern gerettet hat, der wird ihm gern von den guten Werken des Klosters etwas zukommen lassen, den will ich bitten, daß er für ihn Seelmessen lese.“

Der Prediger entdeckte nun mit Entsetzen, daß Franz katholisch war. In dem Eifer seiner Befehrungsucht hing er an ihm den Ciruel des papistischen Sauerteiges recht lebhaft vorzumalen, und drohte ihm, daß er, wenn er sich nicht zur reinen seligmachenden Lehre wendete, eben wie sein Herr, ewig verdammt werden würde.

„Franz, der solche Worte nie von dem Major gehört hatte, sah den Prediger starr an, und segnete sich

So standen die Sachen unter ihnen am Ende des Winters, als Herr F. von seinem Freunde, dem Officier, dem er so viel zu danken hatte, einen Brief bekam. Dieser edle Mann, nachdem er in allen Feldzügen des letzten Krieges für das Vaterland gekämpft, und ehrenvolle Wunden erworben hatte, begab sich auf seine Güter, um, in Gesellschaft einer würdigen Gattin, in häuslicher Zufriedenheit den Rest seines Lebens zuzubringen. Aber er wollte auch, daß nicht er allein, sondern auch andere glücklich seyn sollten. Er betrachtete sich als den allgemeinen Vater seiner Unterthanen, und in dieser Absicht sorgte er für die Erziehung ihrer Kinder. Er wollte zum Schulmeister einen verständigen menschenfreundlichen Mann haben, der nicht etwa nur die Kinder bloß die Fragen und Antworten einer unverständlichen geistlosen Heilsordnung könnte auswendig lehren lassen; sondern, der ihnen Pflichten deutlich machen sollte, die sie gegen Gott und Menschheit zu beobachten hätten; der sie vor Vorurtheilen bewahren sollte, die sich beim Bauer sonst Jahrhunderte lang fortpflanzen, der ihnen wichtige Begriffe vom Landbau, den sie zu treiben bestimmt waren, beibringt, kurz, der sie zu vernünftigen Menschen und zu guten Bauern, erziehen sollte. Einen solchen Mann wollte

Der Menschenfreund aus seinen eignen Mitteln besolden; *) und er bat seinen Freund S. ihm einen solchen Mann zu verschaffen.

Herr S. schlug dem Sebaldus diese Stelle vor; der sie auch vielleicht würde angenommen haben, wenn er nicht überlegt hätte, daß sein Wohlthäter, der Armenschulmeister, sie so gut, als er, verwalten könnte, und daß demselben, nach der unverschuldet erlittenen Beschimpfung seiner Familie, die Entfernung von seinen bisherigen Bekannten zur Beruhigung gereichen würde. Er empfahl also denselben, und er ward angenommen.

Indessen verließ Sebaldus dennoch Berlin gegen den Frühling. Er hatte seit geraumer Zeit keine Nachricht von seiner Tochter, welches ganz natürlich war, denn die Frau von Hohenauf hatte für gut gefunden, den Brief, welchen Mariane, vor ihrer Abreise zur Gräfin***, unter Einschluß des Hieronymus, an ihren Vater geschrieben hatte, zu

J 4

ver-

*) Wenn die Chronologie, welche in unserer wahren Geschichte das Hauptwerk ist, nur auf irgend eine Art, sollte es auch nur durch eine Hypothese seyn, sich vereinigen ließe, so würde im übrigen die ganze Beschreibung vollkommen auf den verehrungswürdigen menschensfreundlichen Verfasser des Versuches eines Schulbuchs für Landleute (Berlin 1771. 8.) passen, welcher alles das oben erzählte, und noch mehr gethan hat.

verbrennen, weil ihr daran gelegen war, daß niemand Marianens Aufenthalt wissen sollte. Als sich Hieronymus, auf Sebaldus wiederholtes Diktiren, bey der Fr. v. S. nach Marianen erkundigte, war derselben kalsinnige Antwort: die Mansfeld habe sich heimlich fortgemacht, und sie wisse nicht wohin. Dieß meldete Hieronymus dem Sebaldus, der, durch diese Nachricht sehr beunruhigt, beschloß, im Frühlinge eine Reise zum Hieronymus zu thun, um, wo möglich, von seiner Tochter nähere Nachricht zu erhalten.

Ob es auf diesen Entschluß nicht einigen Einfluß mag gehabt haben, daß weder Herr S. noch sonst jemand in Berlin, von seiner Auslegung der Apokalypse etwas hören wollte, und daß er, so vortheilhaft auch die Schilderung war, die Herr S. von dem Officier machte, doch Ursach finden mochte, zu glauben, derselbe werde noch weniger apokalyptisch gesinnet seyn, wollen wir den Schreibern moralischer Systeme zu untersuchen überlassen, welche auf ein Haarbrett anzugeben wissen, aus welchen Grundsätzen die menschlichen Handlungen entspringen und nicht entspringen.

Genug, Sebaldus, der, bey seiner fleißigen Arbeit und sparsamen Lebensart, eine für ihn beträch-

liche Summe zurückgelegt hatte, nahm im Maymonathe von Herrn S. Abschied, setzte sich auf die Post, und befand sich, in wenig Tagen, bey seinem lieben Hieronymus, und bey seinem ihm eben so lieben Kommentar über die Apokalypse.

Drenzehnter Abschnitt.

Sebaldus konnte, wider sein Vermuthen, bey Hieronymus keine nähere Nachricht von seiner Tochter erhalten, und dieser widerrieth ihm auch, deshalb zur Frau von Hohenauf zu reisen, weil er schon voraus wußte, daß alle Nachforschung vergeblich seyn würde. Sebaldus tröstete sich indessen damit, daß er Gelegenheit hatte, seinen Kommentar über die Apokalypse aufs neue zu übersehen und zu vermehren. Nachdem er damit über einen Monath zugebracht hatte, fieng er an, der müßigen Lebensart überdrüssig zu werden, und wünschte wieder eine ardentliche Beschäftigung zu haben. In der fürstlichen Residenzstadt hatte er kein Amt zu hoffen. Zu Herrn S. zurückzukehren trug er kein Belieben, und andere Aussichten konnte er auch in Berlin eben nicht haben. Es fügte sich aber, daß ein gewisser Edelmann, der vormals am fürstlichen Hofe Kammer-

junker *) gewesen, und nachher im Hoffmeistersamt
 amtliche Güter vertheilt hatte, vom Hieronymus
 einen Aufseher seiner Bibliothek und seines An-
 tiquitätenkabinetts verlangte. Sebaldus ließ sich
 leicht bereden, diese Stelle anzunehmen. Hiero-
 nymus gab ihm einen Empfehlungsbrief an den
 Kammerjunker mit, und weil er eben im Magde-
 burgischen für verkaufte Getreide Rechnungen abzu-
 thun hatte, so setzte er sich mit dem Sebaldus auf
 die Post, um denselben, so weit es sein Weg mit
 sich brächte, zu begleiten.

Nachdem sie einige Meilen geritten waren, gestalts
 sich zu ihnen ein Mann zu Pferde, der einem Vor-
 walter ähnlich war, und den Hieronymus als einen
 Bekannten begrüßte, und in der folgenden Station
 bestieg den Postwagen, nebst andern unbedeutenden
 Reisenden, ein Mann ernsthaftes Ansehens, der
 ihnen nach der ersten Besichtigung, selbst sagte, daß
 sein Hauptstudium die Arabische Sprache sey. Er
 giht in der That, wie man nachher unter der Hand
 erfahren hat, allenthalben für einen grundgelehrten
 Mann; der Hebräisch, Arabisch, Persisch, Syrisch,
 Samaritanisch, Phönizisch, und Koptisch aus dem
 Grunde verstehe. Er hatte nicht allein, gleich and
 dem

*) S. Wilhelmine, E. 99.

dem Kennern der höhern Ergeſe, das Hebräiſche
 durch das Arabiſche zu erklären geſucht, ſondern er
 war auf eine Höhe geſtiegen, die noch kein anderer
 Ergeſ erreicht hatte, nemlich, er hatte einen Verſuch
 gemacht, das Arabiſche durch das Hebräiſche in ein
 helleres Licht zu ſetzen. Er war in Leipzig geweſen,
 und freylich ſoll ſeine gerühmte Arabiſche Kenntniß bey
 Keiſern nicht großen Beyfall gefunden haben, weſt
 er glaubte, daß ſie ſich nicht weit über den Sokra-
 tes erſtrecke. Miſer Marti hielt dieß aber, wie billig,
 für Reid, und wandte ſich nach Wittenberg. Er
 hatte eine Sammlung von ihm über die Bibel, vermit-
 telſt des Arabiſchen, neuenbedeckten Beweisſprüche bey
 ſich; wodurch die vornehmſten Artikel der Dogmatik
 aufs neue befeſtigt werden ſollten. Er glaubte dadurch
 in dieſer orthodoxen Stadt gewiß eine anſehnliche Be-
 ſohnung oder Beförderung zu erhalten. Er erſtaunte
 aber nicht wenig, da alle dortigen Doktoren der Gottes-
 gelahrtheit ſeine neuen Beweisſprüche für ganz überflü-
 ſig hielten, weil ſie meinten, die Dogmatik ſey durch
 die Augſpürgiſche Konfeſſion und durch das Konfor-
 mationsbuch befeſtigt genug. Zum Glück, konnte ihm ſeine
 Arabiſche Gelehrſamkeit ſo gut dienen, als weiland
 dem Ritter Suidbras ſeine Logik:

who could refuse

change sides, and still dispute.

Er zog also, mit Hilfe der Arabischen Sprache, eine große Menge Erklärungen aus der Schrift, wodurch die vornehmsten Artikel der Dogmatik zweifelhaft gemacht wurden, und jetzt eben war er im Begriff, mit diesem Schatze von neuen Entdeckungen ins Brandenburgische zu reisen, wo sie, wie er gewiß glaubte, Baare für den Platz seyn müßten.

Dieser Mann wendete sich sogleich an den Sebal- dus als an einen Gelehrten, und suchte ihm einen hohen Begriff von seinen Entdeckungen beizubringen. Er bewies ihm weitläufig, daß die Hebräische Sprache gänzlich ausgestorben sey, und daß, ohne die Arabischen Wurzeln, an keine Palingenesie derselben zu gedenken sey. Er legte ihm daher verschiedene ganz nagelneue Erklärungen vor, z. B. daß 1. B. Mos. XLIX, v. 10. wo man, einige Jahrhunderte lang, den Messias zu finden geglaubt habe, von einer Ueberschwemmung die Rede sey, daß B. der Richter VII, v. 13, wo Luther von gerösteten Gerstenbrodten redet, von einem aus der Scheide gezogenen Schwerte verstanden werden müsse, und dergleichen schöne Sachen mehr. Sebal- dus, der kein Freund vom

Erege

Ergeßren, am ähmerwärtigsten von einer so ausschweh-
fenden Ergeße war, schwieg ganz stille, bis ihn der
Fremde zu wiederholtenmalen fragte, was ihm von
dieser neuen Erklärungart dünkte, und ob sie nicht
völlig neu, und sehr sinreich sey.

Sebaldus sagte ganz kalt: Neu und sinreich
mag sie seyn, aber ich sehe auch wohl, daß man
mit solcher Erklärungart leicht schwarz in weiß
verwandeln, und einen Autor sagen lassen kann,
was man will.

Der Fremde, der laute Bewunderung erwartet
hatte, sieng höchmals an, mit sehr beredten Grün-
den darzuthun, daß die Bedeutungen der Hebräischen
Wörter verloren gegangen wären, und daß man in den
Wurzeln der verwandten Sprachen, besonders der
Arabischen, diese Bedeutung wieder auffinden müsse.

Sebaldus versetzte: Es scheint mir ganz unmöglich,
wenn die Bedeutungen der Deutschen Sprache ganz
verloren gegangen wären, sie, nach ein Paar tau-
send Jahren, in den Wurzeln der Dänischen, Schwedi-
schen und Engländischen wieder zu finden. Die
Wurzelwörter verändern in der Zusammensetzung
ihre Bedeutung auf mancherley Art. Wer die Deut-
sche Sprache nur in den Wurzeln kannte, und z. B.
im Dänischen die Wurzelwörter *Tisch*, *Topf*,
und

gelehrter Männer haben, die durch ihre Arabische Philologie in der Bibel ein neues Licht anzünden.

Eben deswegen bekümmere ich mich, nebst andern Angelehrten darum, sagte Sebalduß, weil es über unsere Haut hergeht. Von der einen Seite wird uns zugerufen, daß wir ohne den geschriebenen Willen Gottes nicht selig werden können, und von der andern Seite kommen gelehrte Leute, erklären uns, mit Hülfe von einigen Wurzeln, und Konjekturen, hinein und hinaus, was ihnen beliebt. Und das sollen wir mit Ehrfurcht glauben, weil wir nicht den Golius gelesen haben, oder nicht den Arabischen Alkoran exposiren können? Nein! die Ewigkeit des menschlichen Geschlechts kann unmöglich auf solchen Wortschwebereyen beruhen! Hat man einen feltjammern Zirkel gesehen, als den, in welchem man uns herumführen will? Der Willen Gottes im alten Testamente ist Hebräisch geschrieben. Zu den Zeiten der Apostel und der ersten Christen wußte man nichts davon, daß die Bedeutung der Hebräischen Wörter verloren gegangen wäre. In den folgenden Jahrhunderten auch nicht, aber wohl vergaß man den Hebräischen Text bey nahe ganz und gar, und hielt sich an die Vulgata. Als man die Hebräische Sprache wieder hervorbringen wollte, mußte sie Reuchlin von

von den Juden fernem, ohne zu wissen, daß diese ihr Hebräisch selbst nicht verstanden, welches sie sich auch nicht träumen ließen. . . Auf diese Kenntnis der Hebräischen Sprache, wurden sowohl Luthers Deutsche Uebersetzung, als auch alle unsere symbolischen Bücher gebaut; wir stritten, bey nahe zwey Jahrhunderte lang, mit bitterm Eifer, über Lehersätze, die sich darauf gründeten, und endlich, nach zweyhundert Jahren, erfahren wir, daß die Bedeutung der meisten Wörter der Hebräischen Sprache verloren gegangen ist, und daß wir sie im Arabischen auffuchen müssen. Nun haben wir wieder zweyhundert Jahre zu streiten. Alsdann kömmt vielleicht jemand, der uns berichter, daß sich die Bedeutung der Arabischen Wörter auch verändert hätte, *) so wie es in allen Sprachen in der Welt ge-

gangen

Wenn der Fremde wieder zum Worte gekommen wäre, hätte er vermuthlich standhaft behauptet, daß keine einzige Bedeutung eines einzigen Arabischen Wortes jemals sich verändert hätte. Dies versichert wenigstens Magister Schelling, welcher, sitzend in seiner Studierstube im Herzoglichen Stift zu Tübingen, unwidersprechlich überzeugt ist, daß die Arabische Sprache noch jetzt eben dieselbe ist, die sie bald nach der Zeit ihrer Entstehung war, und ein seines Kapitel, von der wunderbaren Erhaltung der Arabischen Sprache in ihrer ersten Reinigkeit, von den allerältesten Zeiten, bis auf den heutigen Tag, zu schreiben weiß, wie aus seiner Abhandlung von der Arabischen

gegangen ist, und daß wir diese Bedeutung ~~schon~~
 „in der Persischen Sprache,“ *) oder was weiß ich,
 nachsuchen müssen.

Hier ward Sebaldus durch ein heftiges Geschrey
 unterbrochen, welches sich auf der Landstafel einige
 Hundert Schritte vom Postlagerl erhob. Was die-
 ses für ein Geschrey gewesen, wollten wir künftig be-
 sichten, und indessen zur Geschichte Marianens
 und Sänglings zurückkehren.

Sprache (Stuttgart 1771. 2.) besonders S. 26 bis 21 des
 Meyern zu sehen. Freylich, der Reisende Niebuhr, des-
 cher in Arabien gewesen ist, berichtet, daß die igeige Arabi-
 sche Sprache von der alten Sprache, wie Italienisch von
 Lateinischen unterschieden ist, daß die igeigen Arabischen Ge-
 lehrten die Sprache des Korans, und anderer Schriften,
 in ihren Schulen, als eine todte Sprache lernen müssen;
 daß die igeige Arabische Sprache, so wie alle Sprachen des
 Erdbodens, in viele Dialekte zertheilt ist, u. d. gl. Aber
 was thut das zur Sache: Niebuhr ist ja ein ungelehrter
 Ingenieur, und kein gelehrter Philologe!

- *) Der gelehrte Engländer Jones hat in der Vorrede zu seiner
 Persischen Grammatik, schon einen Wink gegeben, den
 ein Deutscher Professor der Philologie, der vor seinen Zu-
 hörden mit neuen Entdeckungen glänzen will, bald wird
 misbrauchen können.

Ende des vierten Buchs.

Fünf

Fünftes Buch

Erster Abschnitt.

Marianne ward bey ihrer Ankunft auf dem Gute, wo sich die Gräfin von *** aufhielt, von derselben mit offenen Armen empfangen. Die Gräfin, welche, in der schönen Jahreszeit, häufige Besuche hatte, ward mehrentheils, sobald die rauhe Herbstwitterung eintrat, einsam gelassen. Alle ihre Nachbarn, denen der heitere Sonnenschein und die grünen Bäume kaum den Aufenthalt auf dem Lande hatten erträglich machen können, eilten nach der Residenzstadt, um zu Vergnügungen zurückzukehren, die ihnen angemessener waren: zu Cour-Tagen, wo man sich tief neiget, um seinen Stolz zu zeigen; zu Bällen, wo jeder sich bis über die Zähne verhummt, ob gleich niemand mit

gegangen ist, und daß wir diese Bedeutung sowohl in der Persischen Sprache, *) oder was weiß ich, auffuchen müssen.

Hier ward Sebaldus durch ein heftiges Geschrey unterbrochen, welches sich auf der Landstraße einige Hundert Schritte vom Postlagerl erhob. Was dieses für ein Geschrey gewesen, wollten wir künftig beschreiben, und indessen zur Geschichte Marianens und Sänglings zurückkehren.

Sprache (Stuttgart 1771. 2.) besonders S. 26 bis 21 des Meistern zu sehen. Freylich, der Reisende Niebuhr, welcher in Arabien gewesen ist, berichtet, daß die igtige Arabische Sprache von der alten Sprache, wie Italienisch von Lateinischen unterschieden ist, daß die igtigen Arabischen Gelehrten die Sprache des Alterthums, und anderer Schriften, in ihren Schulen, als eine todte Sprache lehren müssen; daß die igtige Arabische Sprache, so wie alle Sprachen des Erdbodens, in viele Dialecte vertheilt ist, u. d. gl. Wer was thut das zur Sache: Niebuhr ist ja ein ungelehrter Ingenieur, und kein gelehrter Philologe!

*) Der gelehrte Engländer Jones hat in der Vorrede zu seiner Persischen Grammatik, schon einen Wink gegeben, den ein Deutscher Professor der Philologie, der vor seinen Zuhörern mit neuen Entdeckungen glänzen will, bald wieder gebrauchen können.

Ende des vierten Buchs.

Fünf

Fünftes Buch

Erster Abschnitt.

Mariane ward bey ihrer Ankunft auf dem Gute, wo sich die Gräfin von *** aufhielt, von derselben mit offenen Armen empfangen. Die Gräfin, welche, in der schönen Jahreszeit, häufige Besuche hatte, ward mehrentheils, sobald die rauhe Herbstwitterung eintrat, einsam gelassen. Alle ihre Nachbarn, denen der heitere Sonnenschein und die grünen Bäume kaum den Aufenthalt auf dem Lande hatten erträglich machen können, eilten nach der Residenzstadt, um zu Vergnügungen zurückzukehren, die ihnen angemessener waren: zu Cour-Tagen, wo man sich tief neiget, um seinen Stolz zu zeigen; zu Bällen, wo jeder sich bis über die Zähne vermuntert, ob gleich niemand mit

einer Maske spricht oder tanzt, die er nicht kennet; zu großen Mittagsmahlen, wozu man alles, was vornehm und angesehen ist, bittet, um vier Stunden lange Welle zu haben; und zu feinen Abendmahlsseten, zu welchen man sich, mit leichtsinnigen und sitzenlosen Leuten einschließt, um sich ein paar Stunden lang einzubilden, man sey vergnügt gewesen. Die Gräfinn, die seit langen Jahren alle diese herrlichen Vergnügungen geschmeckt hatte, und davon sehr bald war gesättigt worden, trug kein Verlangen im Winter ihre Güter zu verlassen. Sie hatte gelernt, sich selbst genug zu seyn. Die Besorgung ihrer Angelegenheiten, kleine weibliche Arbeiten, und die Lectur, konnten sehr wohl den größten Theil ihrer Zeit beschäftigen. Nur fehlte ihr noch eine Gesellschafterinn ihres Geschlechts, von unbescholtenen Sitten, und deren es nicht an Verstande und Geiste fehle, die bey Spaziergängen, (die sie auch in schönen Wintertagen nicht vernachlässigte,) und bey ihren wohlthätigen Besuchen ihrer Unterthanen, ihre Gesährtinn sey, in deren Gesellschaft sich der Geist, der in der Einsamkeit erschlaft, zu angenehmer Unterhaltung wieder anspannen könne. Eine solche Gesellschafterinn fand sie an Mariason, die ihr daher alle Tage werthet ward.

Maria.

Mariane auf ihrer Seite, lebte sehr glücklich. Die Gräfin von *** verbannte aus ihrer Gesellschaft alle Art von Dienst; sie wollte eine Freundin haben. So verfloßen die Wintermonathe unter gemeinschaftlichen Arbeiten, Lektur und Unterhaltung. Es ist leicht zu erachten, daß Marianen der Umgang mit einer Dame, die so viel Verstand mit so viel Erfahrung und Weltkenntniß verknüpfte, ungemein lehrreich gewesen seyn mußte. Die von der Gräfin sehr wohl gewählte Lektur trug das ihrige dazu bey; und obgleich Mariane dadurch belehener ward, so wußte sie die Gräfin doch, durch seinen Scherz, von der kleinen Thorheit ihre Belesenheit in Gesellschaft zu zeigen, in kurzem ganz zu heilen.

Die einzige Störung der Reihe von sanften Vergnügungen, in denen Mariane lebte, war das Andenken an Säuglingen, und vielleicht war eine solche Störung einem jungen und lebhaften Frauenzimmer behaglich, weil sie die Einförmigkeit ihrer Empfindungen mannichfaltiger machte. Sie dachte sehr oft an den schnellen Abschied; sie war zuweilen ungehalten, daß er ihr keine Nachricht von sich gebe; dann überlegte sie wieder, daß er ihren Aufenthalt nicht wissen würde; und indem sie ganz leise den Gedanken dachte, daß sie an ihn schreiben könnte,

konnte, erdthete sie, als vor einem ihr unanständigen Schritte. Sie klagte wieder über die Unmöglichkeit von ihm Nachricht zu erhalten; dann fiel ihr das Versprechen ein, das sie der Frau von Zohren auf gethan hatte, alle Verbindung mit Säuglingen aufzuheben: und dann entschloß sie sich, ihn völlig zu vergessen. Indem sie aber diesen Entschluß recht zu befestigen suchte, ward sein Bild unvermerkt in ihrer Einbildungskraft lebhafter, und sie vernichtete ihren Vorsatz, selbst indem sie ihn ausführen wollte.

Säugling, auf seiner Universität, zerbrach sich nicht weniger den Kopf über Marianens Zustand. Er hatte vermittelst des Kammermädchens nichts weiter erfahren können, als daß Mariane in der Nacht in einem Wagen wäre weggebracht worden. Er spannte seine ganze Einbildungskraft an, um zu muthmaßen, wohin sie gerathen sey; aber vergeblich. Er mußte sich begnügen, an ihr geliebtes Schattenbild die zärtlichsten Seufzer abzuschicken. So verging der Winter damit, daß er an Marianen dachte, ihren Namen, in Ermanglung eines Baums, in sein Schreibepult schnitt, wenn er sie besingen wollte, und über beides von Kambolden geschnitten ward.

Im Frühlinge, nachdem er auf dieser zweyten Universität ein Jahr gewesen war, berief ihn sein Vater, der sich nach geendigtem Kriege in Westphalen ein Landgut gekauft hatte, nach Hause. Er reisete also mit Rambolden ab, und nahm seinen Weg über den Landsitz seiner Tante, die sich stellte, als ob sie den Vorfall mit Marianen ganz vergessen hätte, und ihn mit sehr vieler Freundlichkeit aufnahm. Er traute sich demungeachtet nicht, sich nach Marianen zu erkundigen. Sie selbst aber nahm Anlaß, ihm einst, bey Gelegenheit, mit lächelndem Munde eine Neuigkeit zu sagen, die ihm wie ein Blitz in seine arme Seele fuhr: „daß die Mariane, die einst ein „Mächtiger Gegenstand seiner Neigung gewesen, in „Franken bey einem Edelmann, Französische Kam- „sell worden, und kürzlich den Informator, dem der „gnädige Herr eine erledigte Pfarre gegeben hätte, „geheurathet habe.“

Sie erdichtete diese Nachricht nicht ohne besondere Absichten. Zu Folge ihrer beständigen Leidenschaft, ihre Familie zu erheben, wünschte sie, daß ihr Nefse eine Adelige heurathen möchte. Ihre Augen waren dabey auf das Fräulein von Ehrenkollb gerichtet, ein Fräulein von altem Adel, aber nicht von großem Vermögen, welche mit ihrer Mutter, einer Wittwe,

auf einem kleinen Gute in der Nachbarschaft wohnte. Die Frau von Zohenauf glaubte, die Frau von Ehrenkollb werde durch den großen Reichtum, welchen der junge Säugling, der ein einziger Sohn war, zu erwarten hatte, leicht bewogen werden, in diese Heurath zu willigen; der alte Säugling, der schon ein Rittergut gekauft hatte, werde sich abthun lassen, er werde seinem Sohne eine ansehnliche Bedienung kaufen; und nun wiegte sie sich schon im Voraus mit dem angenehmen Traume, daß durch ihn ihre Familie, in ein Paar Generationen, zu den angesehensten des Landes werde gezählt werden.

Die Frau von Zohenauf hatte ihrem Neffen vor diesen ihren politischen Absichten noch nichts gesagt; und er konnte sich, aus eigenem Triebe, so hohe Gedanken nicht in den Kopf kommen lassen. Er war nur bloß mit seinen Gedichten, und mit seiner Liebe zu Marianen beschäftigt. Er hatte, seitdem er von ihr so plötzlich war geschieden worden, fleißig, an Sie gerichtete Lieder gemacht, und in der Deutschen Gesellschaft des Orts, vorgelesen. Diese Sammlung von Gedichten hatte er kurz vor seiner Abreise unter die Presse gegeben. Er war, wie jeder junge Autor, über dem Gedanken, daß seine Gedichte gedruckt würden, vor Freuden außer sich. Er unterhielt sich
über

überdies mit den angenehmsten Träumen, welche zärtliche Scenen erfolgen würden, wenn er einmal von Mariannen Nachricht erhalten; und ihr diese Folge von Gedichten überreichen sollte. Man urtheile also, wie groß sein Schmerz war, da er hörte, wie leichtsinnig Marianne seine Liebe sollte vergessen haben, und mit einemmal befand, daß alle diese zärtlichen Liebesseufzer ihre Wirkung verfehlen würden. Zwar gehörte er nicht zu den starken selbstständigen Seelen, welche, wenn ihnen ihre Geliebte vor dem Munde weggehethet wird, sich nothwendig erhängen, oder in einen Fluß stürzen müssen; dennoch aber irrte er öfters trostlos in dem nahegelegenen Walde, achtete weder Wind noch Regen, sondern klagte dem Echo und den murmelnden Bächen seine Noth. Er sang manche Lieder voll vorliebster Verzweiflung, und endlich eins, worinn er der Liebe ganz und gar entsagte. Dieß letztere erhielt seinen völli gen Beyfall; denn es schien ihm, es habe etwas feyerliches, welches seinen vorigen Liedern fehlte; und er stieg an seinen verlebten Schmerz, durch das Wohlgefallen an den Geisteswerken die er verursacht hatte, zu etwas zu lindern.

Zweiter Abschnitt.

Die Frau von Ehrenkollb, nebst ihrer Fräulein Tochter, begaben sich, auf geschehene Einladung, nach dem Gute der Frau von Hohenauf. Die Fräulein hatte in der Blüthe ihrer Jahre, (denn sie war noch nicht völlig achtzehn Jahre alt) eine sehr glückliche Erziehung genossen, unter der Aufsicht einer Französin, die in Frankreich eine Trödelkrämerin gewesen, in Deutschland aber, mit dem Reste ihrer Tugend ausgeschmückt, sich zur Comtesse erhob, und, nachdem sie verschiedene Deutsche Höfe besucht, und auf maskirten Ballen und auf Lustschlößern, mit Herzogen und Reichsfürsten, gegessen und gespielt hatte, sich endlich, des Hoflebens satt, aus angeborner Gutherzigkeit, bereben ließ, ein Deutsches Landfräulein zur Dame umzuschaffen, und es auf den guten Ton zu stimmen, den sie selbst in Paris, obgleich, freilich nur aus der dritten oder vierten Hand, gelehrt hatte. Das Fräulein machte einem so trefflichen Unterrichte wirklich Ehre, indem sie alles, was ihr die Französin anpries, noch zu übertreiben suchte. Sie konnte, mit gelaufiger Zunge, jedermanns Rede angewinnen, alles verachten, sich zu allem drängen, sich nichts übel nehmen, dreyerley auf einmal spre-

sprechen und thun, um in Gesellschaft die Aufmerksamkeit auf sich zu ziehen; widersprechen, um eigensinniger Laune Lauf zu lassen, die oft für lebhaften Geist genommen wird; nachgeben, um mit Zierlichkeit schmollen zu können; in Einem Nachmittage an sechs Orten, und allenthalben abwesend seyn; in der ganzen Gesellschaft am lautesten reden, und am wenigsten sagen; sich puzen, schminken, spielen, tanzen, Liebäugeln, Liebeshandel anspinnen und Sentiments plaudern, alles zugleich und ohne daran zu denken. Kurz sie besaß den bon ton vollkommen, und hatte sich, um ihn an Mann zu bringen, den vergangenen Winter, an einem benachbarten fürstlichen Hofe, zum erstenmal als eine ausgemachte Detitemadrasse gezeigt. Sie war mit ihrem Anfange selbst nicht übel zufrieden; denn sie hatte mehr Aufsehen gemacht, als irgend ein anderes Fräulein, einige ihrer Reden waren nachgeahmt worden, die Schönheiten des vorigen Winters, kamen gegen sie nicht mehr in Betrachtung, die Andern drängten sich um sie, Geschenke, Nachtmusiken, Bälle, von denen sie die Königin war, folgten sich unaufhörlich, und sie besaß wirklich ein sehr großes Paket Liebesbriefe, von den bestfrischsten Köpfen des Hofes.

Die

Die Frau von Ehrenkoll gebührte zu den gutten Müttern, die sich selbst in ihren Töchtern genossen. Daß ihre Tochter Aufsehen machte, und gerühmt wurde, gefiel dem guten mütterlichen Herzen, und wenn sich ihre Erfahrung auch wider manche Freundschaft setzte, so war doch die kleinste Lieblosung der Tochter hinlänglich, die schwache Mutter nachgehend zu machen, ja ein ruhiger Nachmittag war genug, ihr einzubilden, daß ihre Tochter gesetzt und weise wäre.

So ungelogen es dem Fräulein gewesen war, daß sie der verdrießliche Frühling aus der fürstlichen Residenz auf das Land trieb, so angenehm war ihr die Einladung der Frau von Hohenaarf. Sie hatte bey derselben schon oft große glänzende Gesellschaften gesehen, und hoffte also daselbst ebenfalls wieder viel schöne Welt, und unter derselben viele Anbeter zu finden. Sie probirte schon in Gedanken die Rollen die sie spielen wollte, und träumte schon viel von zahlreichen Partien, vom Neide anderer Damen, und von einer muntern Jugend, die sie mit Einem Blicke an ihrem Siegewagen hinter sich zog. Wie sehr erschrocken war sie daher, als sie niemand antraf; denn den schüchternen Sängling, der eine so rauschende Petitenaîtreffe, als ein niegesehenes Wunderthier

verthier anstaunte, und Eimen Reverenz über den andern machte, rechnete sie wirklich für nichts. Sie sahe sich also einige Tage lang in der traurigen Nothwendigkeit, drey Stunden nach Sonnenaufgang aufzustehn, sich zu putzen, ohne gesehen zu werden, den lieben langen Tag in frischer Luft und in grünen Auen herumzugehen, und des Abends sich zu einer einsamen Whistpartie zu setzen, bey der sie keine andere Beschäftigung hatte, als aufs Spiel Acht zu geben.

Da indessen die Frau von Hohenauf ihren Vossen, sovielmöglich, in dem bestem Lichte darzustellen suchte, und er selbst, dem es zur andern Natur geworden war, gegen jedes Frauenzimmer galant zu seyn, an Achtbarkeiten gegen das Fräulein nicht ermangeln ließ, so faßte sie ihn endlich in die Augen, und wollte, da sie an seiner Kleidung einen ziemlichen Geschmack bemerkte, aus langer Weile versuchen, ob aus ihm etwas zu machen wäre. Dieß gelang ihm über Vermuthen; denn kaum hatte sie den ersten Versen von Säuglings gedruckten Gedichten, die er ihr vorlas, gelobt, so zeigte er sich als ein ganz anderer Mensch. Seine weibliche Schwärmerheit, die der ungestüme Rambold durch Schrauberey weggestoßen vergebens versucht hatte, verschwand, sobald

er einer perillirandem Dettesmatresse gefiel, und nicht
 der gefallen wollte. Er fieng an, zu schwagen, zu
 wiedersprechen, sich drey mal in einer Minute herum
 zu drehen, zu antworten, ehe die Frage vorbey war,
 und zu fragen, ohne Antwort zu verlangen, jedam
 mann dreist in die Augen zu sehen, und sich des pour
 cela, oh mais, tant pis, und tant mieux, so geschickt zu
 bedienen, daß man schier hätte glauben mögen, er
 hätte monde. Dabey war, weil er seine liebe Poetie
 nie vergaß, das Fräulein der Gegenstand aller seiner
 Gedichte, ja, weil er überhaupt (wie mehrere junge
 Poeten, und alte Poeten, die lange jung bleiben)
 nur allzugeneigt war, seine poetischen Phantasien ins
 wirkliche Leben überzutragen, so dachte ihm oft,
 daß er etwas für das Fräulein empfindet, welches er
 ohne Bedenken, würde Liebe genennet haben, wenn
 ihm nicht sein gutes Hetzchen augenblicklich geklopft,
 und erinnert hätte, daß seine Marzaria, obgleich sie
 getreu, doch von ihm noch nicht vergessen werden
 wüßte. Das Fräulein, ihrer seits, betrachtete ihn als
 ihre Kreatur, und triumphirte, einen Anbeter, und
 zwar einen Anbeter von einer so neuen Gattung, als
 ihr ein Poet war, erworben zu haben. Denn sie
 hatte noch nie Deutsche Verse gesehen, noch weniger
 Verse, deren Gegenstand sie selbst war. Diese war

Seltsam

Eitelkeit war hauptsächlich die Ursach, warum sie Sänglings Verse so allerklebst fand, obgleich der Verfasser wirklich glaubte, die Wortreife seiner Verse sey die Ursach davon. Ein sehr gewöhnlicher Irrthum. Denn wenn z. B. unsere Deutschen Hofleute, neben ihrer gewöhnlichen standesmäßigen Französischen Lektur, zuweilen auch ein Deutsches Buch durchblättern, und davon reden, geschieht es oft bloß deshalb, weil sie dadurch am Hofe einen gewissen Anstrich von Sonderbarkeit zu erhalten meinen, der sie unter den übrigen flachen Hofgesichtern ein wenig hervorziehen könnte; indessen halten dieß unsere gut herzigten Deutschen Genien doch oft für einen wirklichen Beyfall, und träumen wohl gar, die Zeit sey nahe, da sich der reichste und wohlküstigste Theil der Nation, des Wichtigsten und Verständigsten nicht mehr schämen wird.

Sängling, dem ein Zweifel dieser Art nicht einfallen konnte, schwamm in dem Vergnügen, daß seine Geisteswerke, von einem so schönen Fräulein bewundert würden. In dieser Entzückung kam er auf den Gedanken, ihr seine Sammlung von Gedichten, deren Abdruck eben geendiget werden sollte, zuweignen. Dieß setzte ihn ganz in die Gunst des Fräuleins. Ihren Namen gedruckt zu erblicken, sich vor

vordem ganzen H. Römischen Reiche für schön und
wichtig erklärt zu sehen, (denn Säugling hatte in
seiner Zueignungsschrift die poetischen Glockeln nicht
gespart) war ihr so schmeichelhaft, daß ihr Säuge-
ling ein homme adorable war, und daß sie bey sich
Kraft fühlte, ihn wirklich vierzehn Tage nacheinan-
der zu lieben.

Nun waren beide unzertrennlich. Obgleich diese
beständigen Zusammenkünfte von beiden Seiten ge-
samtlich nur Eigenliebe und Galanterie zum Grunde
hatten, so hielt sich doch die Frau von Hohenauf,
die beide von Anfang an mit aufmerkamen Augen
betrachtet hatte, und die sich nicht wenig Geschick-
lichkeit, die Geheimnisse anderer zu errathen, zutrau-
te, festversichert, daß Liebe im Spiele wäre, und freu-
te sich in geheim, daß ihr Anichlos anfieng, fast ohne
ihre Bemühung, so gut von statten zu gehen.

Als die Frau von Ehrenkolt, hebst ihrem Fräu-
lein, nach einiger Zeit auf die Rückreise nach ihrem
Gute dachte, that die Frau von Hohenauf den Vor-
schlag, daß ihr Neffe nebst seinem Hofmeister in ih-
rer Gesellschaft reisen sollte, weil der Aufenthalt der
Frau von Ehrenkolt wirklich auf dem Wege nach
Westphalen lag, den sie zu reisen hatten. Daß dem
Fräulein dieser Vorschlag angenehm gewesen sey, ist
leicht

leicht zu errathen, und die Mutter war gleichfalls damit zufrieden, weil Säugling auch ihre Gunst erlangt hatte, indem er sich zuweilen zu ihr setzte, mit ihr zu schwätzen, und ihre Arbeit lobte, wenn sie im Tambour sticte.

Uebrigens fand die Frau von Höhenauf noch nicht für gut, der Frau von Ehrenkollb ihre Absichten zu entdecken. Ihrem Neffen aber ließ sie, kurz vor der Abreise, ihren Willen verniehmeln, der dazu nicht Nein sagen dürfte, aber auch nicht Ja sagte. Denn ein schönes Fräulein, und das sollte Gedachte liebte, war zwar eine sehr verführerische Anlockung, aber das Andenken an seine Mariane, verstatete es ihm noch nicht, in völligem Ernste an eine andere Verbindung zu denken.

Sie reiseten nunmehr sämmtlich nach dem Landfische der Frau von Ehrenkollb. Hier gieng Säuglings Umgang mit dem Fräulein wie vorher fort, bis nach einigen Tagen die Ankunft eines jungen Obersten, den das Fräulein an dem Hofe, wo sie sich den Winter über aufgehalten hatte, schon hatte kennen lernen, den Sachen ein etwas anderes Ansehen gab. Er war drey und zwanzig Jahr alt, wohlgebildet, blapperte im Tone der großen Welt, trug eine glänzende Uniform und eine reiche Schulterschleife, fuhr mit

sechs, hatte einen Käufer und vier Taktien, alles
 Dinge, die ihm, bey einem jungen Fräulein nach der
 Welt, einen großen Vorzug vor dem armen Säng-
 ling zuzubringen mußten, vor ihm, außer einer klei-
 nen netten geschmiegelten Person, einem geringen An-
 fange von Weltmanieren, und vielen Gedichten,
 nichts entgegen zu sehen hatte. Sängling stellte also
 von dem Augenblicke an, da der Oberste erschien, nur
 die zweite Person vor. Glücklicherweise ward er die-
 ses nicht einmal gewahr; denn das Fräulein ver-
 stand nicht allein die Kunst sehr wohl, sich mit mehr
 als Einem Anbeter zu unterhalten, sondern der Oberste,
 ein feiner Weltmann, der alle Dinge so zu nehmen
 mußte, wie sie waren, wollte auch nicht umsonst
 mit einem ihm so neuen Geschöpf, als ein Deutschen
 Poet war, vierzehn Tage lang in Gesellschaft ge-
 wesen seyn. Er hatte sich, schon seit einiger Zeit, in
 der am Hofe so nützlichen Kunst geübt, sich anzustre-
 len, als ob er jedes Ding verstehe oder daran An-
 theil nehme, was er zu verstehen oder woran er An-
 theil zu nehmen schienen wollte. Diese von vielen
 Hofleuten für ein großes politisches Geheimniß ge-
 achtete Kunst besteht, im Grunde, bloß in einigen
 Geberden und fahlen Gemeinprüchen, die, wie in
 manchen Ländern geringhaltige Münze, am Hofe
 für

für völligtlig angenommen werden. Die meisten Hofleute machen diese Brimaffe so oft, daß sie sie für etwas wirkliches halten, und sich etabliren, sie verstanden viel, und nähmen an vielen Dingen Antheil, merken aber nicht, daß sie oft von denen, die sie am meisten überredet zu haben glauben, durch und durch gesehen werden.

Diese Kunst nun suchte der Oberste zu üben, indem er sich stellte, als ob er von Gedichten entzückt würde, an denen ihm eigentlich nichts gelegen war, und wovon er weder etwas verstand noch empfand. Sängling, der nicht weit sahe, sondern glaubte, daß man es aufrichtig meinen müßte; wenn man seine Gedichte lobte, war sehr zufrieden. Der Oberste war es auch, weil er seine Geschicklichkeit genoss, einen andern zu überlisten. Das Fräulein auch, weil sie, anstatt eines Anbeters, zwey hatte. Und endlich die Frau von Ehrenkollb auch, weil sie glaubte, daß zwischen ihrer Tochter und dem reichen Obersten eine Vermählung geschlossen werden könnte. Denn daß Sängling, ein bürgerlicher Poet, auf ihre Tochter sollte Anspruch machen wollen, kam ihr gar nicht in den Sinn; und Sängling selbst hatte, mit gutem Herzen, das, was ihm die Frau von Hohenauß darüber gesagt hatte, gänzlich vergessen; denn seit gan-

zer Geist war von dem Vergnügen seine Gedichte täglich vorzulesen und gelobt zu hören so eingenommen, daß er selbst, nur in wenigen Minuten von Phantasie, an seine ungetreue Marione denken konnte.

Dritter Abschnitt.

Die Sachen standen auf diese Art in dem Schlosse der Frau von Ehrenkollb, als sie sich vornahm, ihre Freundin, die Gräfinn von *** zu besuchen, welche einige Meilen von ihr wohnte. Ihre Tochter hatte schon einigemal diese Reise hintertrieben, weil ihre Gesinnungen mit den Gesinnungen der Gräfinn gar nicht übereinstimmten, und sie sich von dem Aufenthalte bey ihr nicht das geringste Vergnügen versprach. Izt bestand aber die Mutter darauf, und die Tochter durfte nicht ferner widersprechen.

Die ganze Gesellschaft reisete also fort, und Säugling wiegte sich mit dem Gedanken, vor der Gräfinn, deren guten Geschmack er schon kannte, mit seinen Gedichten zu glänzen, unwissend, daß seiner ganz andere Vorfälle warteten.

Die Gräfinn empfing sie bey ihrer Ankunft in einem offenen Gartensaale. Der Oberste führte die Frau

Frau von Ehrenkold, Säugling das Fräulein. Kaum hatte die Gräfinn ihre Freundin umarmen können, als das Fräulein, von Säuglings Hand, auf sie zuraufchte, und sich mit einem: „Ah ma chere Comtesse, que je suis ravie de vous embrasser, c'est un million d'années, qu'on ne vous a pas vû,“ in ihre Arme warf. In dem dieses geschah, erblickte Mariane Säuglingen, und ward feuerroth; Säugling warf zu gleicher Zeit die Augen auf Marianen, und stand mit einemmale, wie eine Salzsäule, so daß er auch weder die Gräfinn noch Marianen grüßte. Die Gräfinn redete ihn an, er ward blaß und roth, wollte seine Verwirrung verbergen, und sahe noch bähmischer aus. Die Gräfinn stellte ihm Marianen, als eine vorige Bekanntschaft vor, er stieg an zu stammeln, und nannte sie Madame. Die Gräfinn lachte, und fragte, ob er seine ehemalige Freundin nicht kenne. Säugling stotterte abermals, — besann sich zu spät, zu sagen, daß er sich im Gesichte geirret hätte, mußte aber noch nicht, welche Miene er annehmen sollte.

Nachdem er sich von seiner ersten Bestürzung ein wenig erholt hatte, sah er wohl ein, daß er von seiner Tante sey hintergangen worden, und konnte auch die Absicht ihrer List leicht errathen. Nun ent-

brannte seine Liebe zu Mariannet wieder viel stärker als zuvor. Er hing wieder an ihren Augen, seine Gedichte waren wieder an sie gerichtet, er schrieb ihr öfters Briefe, indem er sehr selten so glücklich war, sich mit ihr unter vier Augen zu unterreden.

Marianne hingegen war gegen ihn ungemein zurückhaltend. Sie hatte der Gräfin, mit der sie sonst auf einen sehr vertraulichen Fuß lebte, nichts von ihrer Neigung zu Säuglingen, noch weniger von den Verdriesslichkeiten, die sie deshalb erfahren hatte, entdeckt; sie wollte sich also nunmehr auch keinem Verdachte aussetzen. Dieß war die Ursache, die sie sich selbst angab; sie hatte aber noch eine andere und geheimere. Sie bemerkte nehmlich, daß Säugling nicht wenig verändert war, und daß er dadurch nicht wenig gewonnen hatte. Er war sonst ängstlich bescheiden, weil er glaubte, daß dem Frauenzimmer das Sanfte gefiele; er hatte einer rauschenden Hoffschönheit gefallen wollen, und war lebhafter und ungezwungner geworden. Marianne war scharfsichtig genug, diese Veränderung der rechten Ursache zuzuschreiben, zumal da sie gewisse Aechtsamkeiten bemerkte, die Säugling fortfahren mußte gegen das Fräulein zu bezeugen, und da sie, sonderlich im Anfange, des Fräuleins Augen oft auf Säuglinge

ihre Augen gerichtet fand. Dies, nebst der gebräuchlichen Zueignungsschrift, die ihr nicht verborgen bleiben konnte, schien sie von einer nähern Verbindung zwischen Säuglingen und dem Frütlein zu Herzengen, und erregte bey ihr eine kleine Eifersucht, welche zu verbergen, das Frauentimmer gemeinlich eine kalte Zurückhaltung am dienlichsten hält, und sie dadurch gemeinlich am ersten verräth.

Auf der andern Seite, war Mariane auch dem Obersten in die Augen gefallen. Da er in seinem Herzen gar wohl für mehr als Eine Liebe Raum hatte, und et es, nach der hohen Meinung, die er von seiner eigenen Person hatte, nicht für möglich hielt, daß ihm ein Frauentimmer sollte widerstehen können, so glaubte er, daß Mariane gar wohl ein würdiger Gegenstand seiner Neigung werden könne, und daß er bey ihr sehr bald seinen Zweck erreichen würde. Er griff sie in der zuversichtlichen Stellung eines Hofmanns an, wie ein kühner Eroberer eine Festung stürmt, ohne sie aufzufodern oder Laufgräben zu eröffnen. Gleichwie aber ein Belagerer, wenn ihm ein zu früher Sturm abgeschlagen worden, oft nicht weiß, welche Miene er gegen den Belagerten annehmen soll; so war auch der Oberste, durch die kalte und verächtliche Art, mit der Mariane seine Liebes-

erblotungen ausflug, um Deutsch zu reden, ziemlich aus der Fassung gebracht, und deshalb, um Undeutsch zu reden, nicht wenig intriguiert.

Das Fräulein übersah mit Einem Blicke, daß ihr Mariane ihre beiden Liebhaber raubte, und setzte alle Kräfte der Schönheit und der Koketterie in Bewegung, um über sie den Sieg davon zu tragen.

Indeß daß alle diese Personen ihre kleinen Entwürfe machten, dachte Rambold, Säuglings Hofmeister, einen Meisterstreich auszuführen. Rambold war ein schwarzhäriger, rothbäckiger, wohlbewabeter Magister, der auf Universitäten zwar sehr locker gelebt, aber doch auch mit Hülfe eines offenen Kopfes, so viel von den Wissenschaften erschnappt hatte, daß er ziemlich fertig davon plaudern konnte. Er hielt sich selbst für sehr gelehrt, weil er, mit der Selbstgenügsamkeit eines Becken, der von allem hat reden hören, und über nichts nachgedacht hat, über alles entscheiden konnte. Sein Eigendünkel trieb ihn, jedermann zu hohnneckeln, auch der klüger war, als er, und zu widersprechen, ehe er noch wußte, was er sagen wollte. War jemand einer Meinung, so war dieß für ihn genug, das Gegentheil zu behaupten, und er glaubte, er zeige seinen Wiß, wenn er den andern niederschreyen, und seinen Scharfsinn, wenn er

er seinen Satz, so ungereimt er auch war, durchsetzen konnte. Ob er wahr oder falsch sey, war ihm einerley; denn es war in seiner Philosophie ein ausgemachter Satz, daß Wahrheit, sowohl als Schönheit und Tugend, nur relative Begriffe wären. Ein Satz, den er nicht nur glaubte, sondern auch im gemeinen Leben fleißig anwendete; daher er in Anwendung der Mittel, seine Zwecke zu erlangen, eben nicht delikate war.

Dieser feine Mann hatte auf Marianen ein Auge geworfen, und gieng damit um, sie zu heurathen, wovon er ihr doch nicht ein Wort sagte, weil er, durch einen Umweg, seinen Zweck besser zu erreichen meinte. Er war von den Absichten, welche die Frau von Hohenauf mit ihrem Neffen hatte, sehr wohl unterrichtet. Sie hatte ihm sogar eine einträgliche Pfarre, die auf ihren Gütern nächstens offen werden mußte, versprochen, wenn er etwas dazu beitragen würde, daß Säugling das Fräulein von Ehrenkold heirathete. Daher glaubte er zwey Schläge mit Einem Streiche zu thun, wenn er der Frau von Hohenauf von Säuglings und Marianens Zusammenkunft Nachricht gäbe, und die Folgen derselben zu verhindern suchte.

Er schrieb ihr also, daß sie Marianen, die sie, aus weisen Absichten, von ihrem Schlosse entfernt hätte, auch hler wegschaffen müßte, weil ihr Neffe, so lange er ihren Aufenthalt wüßte, auch nach seiner Abreise, nicht von ihr ablassen würde. Sein unmaßgeblicher Vorschlag war, sie solle insgeheim einen Wagen mit drey starken Kerlen senden, und er nahm es auf sich, Marianen, ohne großes Aufsehen, in derselben Hände zu liefern. Zuletzt gab er zu verstehen, daß wenn nur erst die bewußte Pfarre vakant wäre, sich auch ein anständiger Ehemann für Marianen finden würde, wodurch Säuglings unbedachtsamer Liebe und ihrer Furcht auf einmal würde ein Ende gemacht werden.

Er schmeichelte sich, es so einzurichten, daß Marians es nicht merken könne, daß er an der Entführung Theil habe, und nahm sich vor, sobald er nur seinen jungen Herrn nach Hause gebracht hätte, zurückzukehren, und aus den Händen der Frau von Hohenauf eine reiche Pfarre und eine schöne Frau zu erhalten; denn daß sich Mariane weigern könnte seine Hand anzunehmen, schien ihm gar nicht wahrscheinlich.

Vierter Abschnitt.

Nachdem Rambold auf diese Art seinen Platz so simpel als künstlich angelegt hatte, erwartete er ruhig den erwünschten Erfolg, den er als unausbleiblich ansah, sehr zufrieden mit seiner schlauen Erfindung. Hingegen die übrigen Personen wurden, durch die Lage, in der sie waren, unvermerkt immer unruhiger, unzufriedner und unwilliger gegen einander.

Marianen mißfiel es, daß ihr der Oberste beständig nachfolgte, und fortfuhr, sie mit vieler Dreistigkeit seiner Liebe zu versichern, ob er gleich sehr trocken und frostig abgewiesen wurde. Nicht wenig unzufrieden war sie mit Säuglingen, den sie im Verdacht hatte, daß er das Fräulein heimlich liebte, und weder seine Briefchen, darauf sie nie antwortete, noch seine Versuche, von denen sie argwöhnte, daß sie mehr aus der Phantasie, als aus dem Herzen herrührten, konnten sie zufrieden stellen.

Das Fräulein war äußerst darüber erbittert, daß alle ihre Versuche, ihre beiden Liebhaber wieder zu sich zurück zu bringen, fruchtlos waren. Weil sie, aus Politik, ihren Zorn nicht ganz auslassen durfte, so blieb ihr nichts, als der armselige Behelf, die arme Mariane, bey aller Gelegenheit, das Uebergewicht fühlen

fühlen zu lassen, welches ihr Stand ihr über sie gab. Dieß veranlaßte verschiedene kleine unangenehme Scenen, die, weil sie Marianen nur tränkten, ohne sie zu demüthigen, die üble Laune des Fräuleins nicht vermindern konnten.

Der Oberste war auf das Fräulein nicht wenig verdrießlich, weil sie seiner Liebe gegen Marianen im Wege stand, die er gern mit seiner Liebe gegen das Fräulein vereinigt hätte, zumal, da er die Verbindung mit der letztern anständigerweise nicht ganz und gar aufheben konnte. Säuglingen war er herzlich gram, weil er sich einbildete, daß dieser bey Marianen besser gelitten wäre, als er, und mit Marianen war er auch nicht sonderlich zufrieden, weil dieses kleine Mädchen, der er die Ehre einer gelegentlichen Eroberung zugebracht hatte, sich gegen eine Person von seinen Verdiensten so gar kalt und spröde zeigte, daß es noch ungewiß schien, ob sie nicht auch einer förmlichen Belagerung würde widerstehen wollen.

Säugling war auch unglücklich, denn er liebte Marianen herzlich, daher konnte er ihre Zurückhaltung nicht ertragen, die er, weil er ihre Eifersucht nicht einsah, bloß nur einer wirklichen Abneigung gegen ihn zuschreiben mußte. Sie kostete ihm viel

Seuf:

Seufzer und nicht wenig Verse. Aber eben sein zwey-
tes Unglück war, daß seine Gedichte, durch deren
gute Aufnahme in dieser Gesellschaft er bisher
eine so seltne Glückseligkeit genossen hatte, nun sehr
zu fallen anfiengen, wovon er die Ursachen nicht ein-
sehen konnte. Sie waren gleichwohl sehr natürlich.
Mariane schwieg davon gemeiniglich ganz still, weil
sie sich fürchtete, ihre geheimen Bewegungen, die sie
zu verbergen suchte, unvermuthet zu verrathen. Das
Fräulein hatte immer etwas daran zu tadeln, weil
ihr die Eifersucht eingab, daß sie an Marianen ge-
richtet wären, oder auf sie anspielten; und der Ober-
ste, der sich nie im Ernste um Verse bekümmert hatte,
sah ihr nicht mehr, wie vormals, Ursach sich zu
stellen, als ob sie ihm gefielen, vielmehr pflegte er,
in seiner ißigen üblen Laune, sich oft geradezu dar-
über aufzuhalten. Zum Unglücke für Säuglingen,
ward er darinnen zuweilen von der Gräfinn unter-
stützt, deren feiner Geschmack schon längst in Säug-
lings Liedern eine gewisse Einförmigkeit und Läßig-
keit wahrgenommen hatte, wofür ihm selbst der Sinn
fehlte. Da er nun unablässig fortfuhr, täglich neue
Gedichte vorzulesen, so nahm sich die Gräfinn im
Ernste vor, dem sonst unbescholtenen guten Jüng-
linge diese kleine Thorheit abzugewöhnen.

Als

Als einst die Frau von Ehrenkollb Mittagserhe hielt, und die übrige Gesellschaft im Garten spazieren gieng, ergriff die Gräfinn Sänglings Arm, führte ihn in einen Gang besouders, und nachdem sie das Gespräch auf Lektur gebracht, sagte sie ihm gerade heraus: Gedichte wären nicht die Lektur, die sie am meisten liebte.

Sängling, nicht wenig beschämt und bestürzt, versetzte mit stammelnder Stimme: Er. Gnaden scherzen vielleicht. Es schien mir doch sonst, als ob Sie die schönen Wissenschaften liebten.

Gr. O ja! ich liebe sie ungemein. Aber Sie wissen, die schönen Wissenschaften haben einen weiten Umfang, und die Dichtkunst ist nur ein Theil davon. Diesen zu haben, bin ich weit entfernt. Ich liebe vielmehr Gedichte herzlich, wenn sie ganz vortreflich sind, sie wirken mit unbeschreiblichem Reize auf mich, sie bleiben meiner Seele tief eingepägt. Aber sie wissen, der ganz vortreflichen Gedichte sind nur sehr wenige. Was die übrigen anbeliehet, so sind sie ganz gute Dingerehen, die man wohl einmal anhören, aber auch entbehren kann; und mich dünkt immer, die Augenbraunen sind einem leichter, wenn man sie entbehret.

S. Vielleicht sprechen dieß Ew. Gnaden, nicht ganz, im Ernste, die Damen pflegen doch sonst, wenigstens glaube ich es so gefunden zu haben, unter aller übrigen Lektur, am meisten Gedichte zu lieben —

Er. Glauben Sie das nicht, mein lieber Säugling; oft kaum, wenn wir darinn gelobt werden, finden wir sie erträglich. Unter uns gesagt, wir haben oft herzlich lange Weile, wenn man sie uns vorliest. Wir gähnen, und trauen uns nicht den Mund aufzuthun.

S. Ach! ich merke schon, hier ist ein kleines Mißverständnis, Sie wollen sagen:

Die großen Verse, welche man
Auf einem großen Amboss schmiedet,
Die liest man nicht, man wird ermüdet;
Ihr Donner stört unsre Ruh.
So großer Lärm wozu? wozu?

Aber die kleinen niedlichen Verse:

Die kleinen Dingerchen die sich,
Stillschweigend zu Gedanken schmiegen,
Zwar nicht bis an den Himmel fliegen,
Jedoch auch nicht, dahin verfliegen
Und dann gestürzt, jämmerlich
Zerschmettert auf der Erde liegen:
Die kleinen Dingerchen lieb' ich!

Sie

Sie pflegen sich mit Artigkeit
 In das Gedächtniß einzuschleichen,
 Darinn zu bleiben, und nicht weit
 Den großen Versen auszuweichen.

Gr. Ach! das ist meine Meinung gar nicht. Die kleinen Dingerchen sind so voll kalter Tändeleyen. Meinen Sie denn, daß dem Frauenzimmer das Süße und Tändelhafte so sehr gefällt? Wir sind nun freylich, weil es Ihrem Geschlechte so beliebt, das schwächere, aber glauben Sie mir, wir lieben an uns selbst die Schwäche nur, in so fern sie uns schön und niedlich macht, und ich weiß nicht, obs nicht gar bloße Eitelkeit bey uns ist, daß wir nicht wollen, daß die Maunspersonen schön und niedlich seyn sollen. Wisfen Sie wohl, Säugling, daß Sie zu schön sind, und daß ich auf Sie eifersüchtig bin? Wenn Sie mich beruhigen wollen, waschen Sie sich nicht mehr mit Espenzen, und lassen Sie sich eint wenig von der Sonne verbrennen. Hören Sie wohl, schreiben Sie mir eine gute derbe Prose, so für den gesunden Menschenverstand, ohne Niedlichkeit. Oder, nehmen Sie sich in acht! wenn Sie mich böse machen, verdamme ich sie zum großen Armbosß —

Indem die Gräfinn dieses sagte, erblickte sie das Fräulein und den Obersten, die aus einer benachbarten Allee auf sie zukamen.

„Kommen Sie,“ rief sie, „weil sie den armen Säugling ein wenig quälen wollte: „Kommen Sie, meine Liebe, helfen Sie mir die kleinen tändelnden Piederchen gegen den Hrn. von Säugling vertheidigen. Stellen Sie sich nur vor, er will ihnen entsagen! Wenn wir ihn gehen lassen, so wird er große mächtige Hexameter schmieden wollen, und dann ist er für uns verloren. —

Das Fräulein antwortete mit fauerfüßer Miene: „Ach nein! dazu ist der Hr. von Säugling viel zu zärtlich! Er wird nur merken, was ich schon lange gedacht habe, daß die Deutsche Sprache überhaupt zu häuslich ist, um liebliche Ideen auszudrücken. Er wird künftig Französisch schreiben, für die große Welt, und nicht für die unpatirten Deutschen Bürger. Er liebt ja ohnedieß die Französische Nation vor allen andern. Hiebey blickte sie Marianen, die aus einer andern Allee zu ihnen gekommen war, spöttisch über die Achsel an.

Die Gräfinn verstand den Stich, wollte ihn aber nicht verstehen, fuhr daher im scherzenden Tone fort: „Mein! Säugling, wenn däch einmal das Schicksal beschlossen hat, daß es Ihnen unglücklich gehen soll, so werden Sie lieber ein Original, als ein solches Mittelding, wie die meisten Schriftsteller sind,

istind, die in Deutschland Französisch schreiben: in Frankreich fremd, in Deutschland nicht zu Hause. C'est à Paris qu'il faut écrire! ruft der Französe mit vollen Backen, und wenn er von seiner Sprache redet, mag er immer Recht haben.

Unter diesem Gespräche erreichten sie eine Laube, wo sie sich niedersetzten, und kurz darauf kam ein Bedienter, der Gräfinn zu melden, daß von der durchfahrenden Landkutsche ein wohlgebildetes aber todkrankes Frauenzimmer bey dem Prediger sey abgesetzt worden. Die Gräfinn, bey welcher Handlungen der Wohlthätigkeit allen Vergnügungen vorgiengen, besgab sich sogleich dahin, und nahm Marianen mit sich.

In ihrer Abwesenheit nahm das Gespräch eine nicht sehr angenehme Wendung. Das Fräulein hatte mit dem Obersten über ihr beiderseitiges Mißvergnügen kurz vorher eine Erklärung unter vier Augen gehabt, die ihre gute Laune eben nicht vermehrt hatte. Sie war von Natur eigensinnig und auffahrend, wie sich auch für eine Bettmattresse gebührt; nun aber war sie dadurch, daß man ihren Reizungen den Sieg streitig machen wollte, äußerst bitter geworden, und ließ ihr Zorn, durch eine Menge anzüglicher Spöttereyen über Säuglingsveränderliche Ergebenheit gegen Marianen, ausbrechen

brechen. Der Oberste, der froh war, daß ihre Welle nur auf Säuglingen gerichtet waren; hielt sich außer dem Schuß, und sagte bloß etwa hie und da ein Wort. Säugling aber bekam Muth von seiner Liebe, und da er sich ohnedieß vorgenommen hatte, mit dem Fräulein, das er nie geliebt hatte, ganz zu brechen, so vertheidigte er sich nachdrücklich, obgleich anständig; ja sein offnes Herz floß von Marianens Liebe über, von dem es immer voll war. Das Fräulein verlor darüber alle Geduld und Fassung, und rüßte auf dem Stuhle hin und her, aus Verdruß stillschweigend.

Gerade zu dieser Zeit kam Martine zurück, ohne etwas von diesem Gespräche zu wissen. Sie erzählte, indem sie sich die Augen trocknete: „Das unglückliche Frauenzimmer ist höchst zu betauern. Sie ist eine Person bürgerlichen Standes von guter Herkunft. Sie hat einen Lieutenant aus Liebe geheurathet, der, kurz vor dem Frieden, in einem Scharmüßel tödtlich verwundet worden. Er hat zwar, wegen seines Wohlverhaltens, eine Compagnie erhalten, das Regiment ist aber auch, nach erfolgtem Frieden, abgedankt worden. Sie hat in seinem langwierigen Krankenlager, was sie gehabt, zu seiner Heilung verwendet. Er ist endlich gestorben. Sie hat zu

weit entfernten Verwandten ihre Zuflucht nehmen wollen. Von Gram und Nachwachen ankräftet, ist sie unterweges so krank geworden, daß sie, ohne Lebensgefahr, nicht weiter reisen konnte. Die Gräfin, die den Verweis ihrer Aussage in einigen Brieffschaften, die sie bey sich gehabt, gefunden hat, ist sehr gerührt. Sie hat mich vorausgeschickt, um einen Wagen anspannen zu lassen, und einen Reitknecht nach der Stadt zu senden, einen Arzt zu holen. Sie läßt sich bey der Gesellschaft, ihres langen Außenbleibens wegen, entschuldigen. Sie will die Kranke selbst nach dem Schlosse begleiten.

Säuglingen trat eine mitleidige Thräne ins Auge, der Oberste aber drehte sich auf einem Absatze herum, und das Fräulein, dessen innerer Unmuth auf höchste gestiegen war, fuhr hart heraus: Die Gräfin beweiset in der That eine übertriebene Gültigkeit, daß sie alles Gefindel bey sich aufnimmt. Eine Person von der Landstraße! — Am Ende gehts Personen so, die sich über ihren Stand erheben wollen. Wer weiß, wo sie Kammermädchen oder Gesellschaftsjungfer gewesen ist. — Es ist Zeit, daß wir abreißen, denn die Gesellschaft. — Hier nehm sie eine Dose zur Contenance, laß ihre Dose folgen, und rief Marianen:

Mein

„Mein Kind! nehme Sie mir doch die Dose auf! —“

Mariane, über die ganze Scene erstaunt, stand stachlos da; denn so weit hatte das Fräulein die Unhöflichkeit noch nicht getrieben. Säugling sprang auf, und überreichte dem Fräulein die Dose.

„Lassen Sie,“ rief sie, „lassen Sie, Herr von Säugling, Mariane wird sie schon ...“

Säugling nahm allen seinen Ernst zusammen, und versetzte: „Verzeihen Sie, gnädiges Fräulein, Ihnen aufzuwarten, halte ich nur für meine Schuldigkeit.“

Das Fräulein maß ihn mit den Augen von oben bis unten, und schlug ein bitteres Gelächter auf.

Mariane, welche empfand, daß die Demüthigung, wodurch sie bis zu einer gemeinen Dienstmagd herunter gesetzt werden sollte, zu den Beleidigungen gehörte, für die man, so grob sie sind, keine Worte hat, um sich darüber zu beschweren, konnte nicht verhindern, daß sich nicht eine Thräne in ihr Auge öfnete, und gieng stillschweigend ab, doch nicht ohne auf Säuglingen einen Blick zu werfen, in welchem ihr ganzes Herz las.

Der Oberste, ob er wohl, an sich, Marianen gern diese Demüthigung erspart hätte, war doch wohl

damit zufriedener, weil er glaubte, daß sie Säuglingen, den er haßte, weil er ihn von Marianen geliebt glaubte, verbrühen würde. Um ihn noch mehr zu kränken, spottete er unhöflich über Marianen, nachdem sie weggegangen war.

Beleidigungen, die stufenweise steigen, können den geruhigsten Menschen endlich aufbringen, und wenn er edel denkt, wie Säugling wirklich dachte, so wird er die Beleidigung seiner Geliebten höher empfinden, als seine eigene.

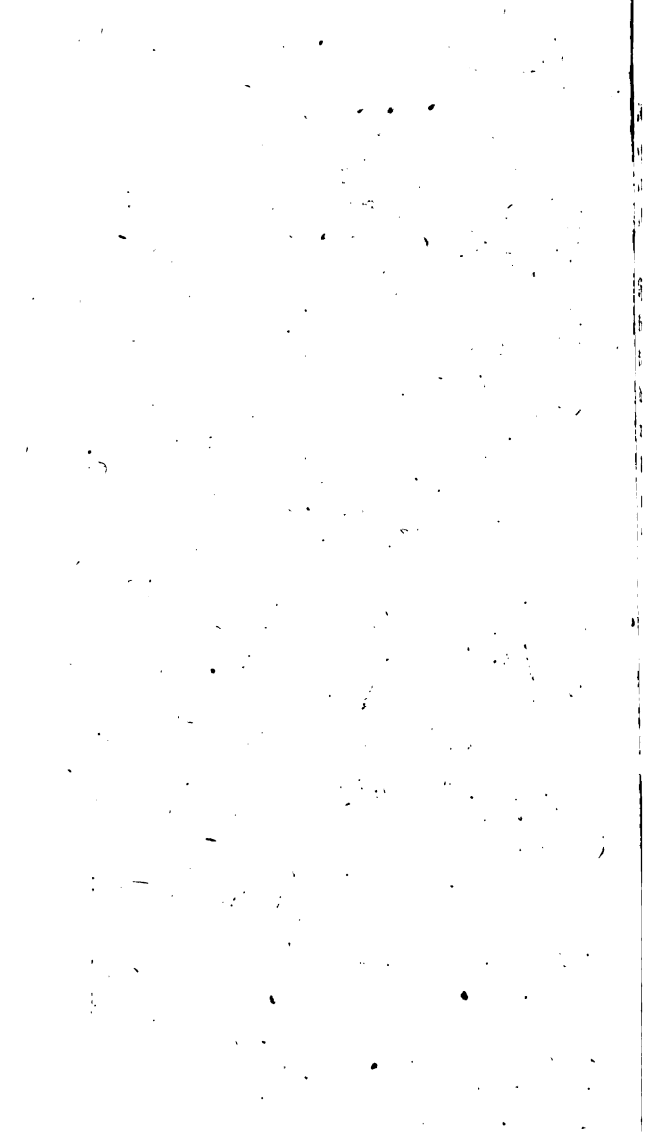
Säugling antwortete also dem Obersten laut und entschlossener als jemals; der Oberste fuhr in hohnneckender Tone immer weiter fort, bis ihm Säugling sehr trocken sagte:

„Ich kann Ihnen, in Gegenwart des Fräuleins, hierauf weiter nicht gehörig antworten, aber wir wollen uns deshalb besonders sprechen.“

Der Oberste lachte ihm in die Zähne, und rief spöttisch: „Mein gutes Herrchen, trotz des kleinen Federhuts, den es Ihnen zu tragen beliebt, sind Sie nicht von solchem Stande, daß ich Ihnen Satisfaction geben werde.“

„So! rief Säugling, Sie halten mich für wehrlos, und erlauben sich doch, mich anzugreifen? Ist dieß wie ein Mann von Ehre gedacht? Aber ich bin nicht





nicht wehrlos. Wenn Sie mir nicht Genugthuung geben wollen, werde ich sie mir nehmen, oder Sie müßten jede kahle Sticheley doppelt von mir zurück bekommen, und es ruhig ertragen wollen.

Der Oberstward lauter, Säugling auch. Das Fräulein saß ruhig, und wiegte sich mit dem Gedanken, auszusprengen, daß um ihretwillen ein Zweykampf geschehen wäre. Die Gräfinn kam, nachdem sie die Kranke bis in das für sie bereitete Zimmer begleitet hatte, zurück, forschte nach der Ursach des Streits, gab dem Obersten Unrecht, und vereinigete beide um so viel leichter, weil der Oberste eben kein Liebhaber vom Halsbrechen war, und sich wirklich eingebildet hatte, der sanfte Säugling sey ein bloßes Jungferngesicht, und werde alles, was es auch sey, ohne Antwort einstecken.

Unterdessen gieng Mariane im Garten herum, um sich zu fassen, weil sie die Gräfinn mit Erzählung des ihr unangenehmen Vorfalles nicht kränken wollte, zumal da sie glaubte, daß die Ehrenkölbische Familie nächstens abreisen würde. Rambold begegnete ihr, der, voll von seinem Projekte, im Garten herum irrte. Sie gab ihm den Arm, weil sie durch seine Unterhaltung ihre Gedanken am geschwindesten zu zerstreuen hoffte. Rambold schwächte, wie schon ge-

dacht, viel von gelehrten Sachen, war voll von Anekdoten und Journalistörchen, und die gute Mariane, die einen Aufsatz hatte, eine Gelehrte vorzustellen, mochte gern von Rambolden diese gelehrten Diskurse hören, um so viel mehr, da aus der Gesellschaft der Gräfinn alles, was das Ansehen von Besessenheit hatte, verbannt war.

Rambold hub also an, die lange Geschichte von der Regierung Königs Joh. Christoph, des Dummen, und Königs Joh. Jakob, des Klugen, und von ihren Streiten um die Monarchie, und von ihren Schlachten, und wie sie gewonnen, indem sie verloren, und verloren; indem sie gewonnen. Und wie unter vielem Getümmel und fruchtlosem Streben nach der Alleinherrschaft, der Geist der Freyheit erwacht sey unter dem Volke, und entstanden seyn Demagogen, die Litteraturlubberssteller, die laut gerufen, das ganze Volk habe gleiches Recht seine Meinung zu sagen über alle Vorfälle; und wie keine Oberherrschaft sey gewesen, und wie jedermann habe gedacht und gethan, was ihm recht deuchte; und wie wie man die Demagogen im Verdacht gehabt habe, daß sie wollten Könige werden, und Ephyoren der Könige; und wie diese schwarzen Köpfe nicht daran gedacht, sondern ihre Hartnäckigkeit getrieben hätten, und wären gar nicht mehr

gekoms

gekommen ins Forum; und wie da gar keine Zucht
 und Ordnung sey gewesen unter der Menge. Und
 wie sich da hätten weise und erlauchete Männer zu-
 sammengethan, und hätten festgesetzt, dem Volke
 sey es nützlich, wenn es beherrscht würde. Hätten
 ausgemacht, daß stattliche und ernsthafte Männer
 sollten am Regimente seyn, sollten umthun lange
 Feyerkleider, und aufsetzen grüne Eichenkränze, soll-
 ten sitzen auf breiten Stühlen, und sollte ihnen je-
 dermann tiefe Reverenze machen, und dergleichen
 mehr. Hätten auch Rathsfahrten angesetzt und
 Gerichtstage, Gesetze gemacht und Strafen festge-
 setzt; und wäre nunmehr alles richtig; nur, wer
 regieren solle, wisse man noch nicht, darüber wären
 die Herren sehr uneins; und so lange diese Uneinig-
 keit daure, habe mancher noch Hoffnung in den Rath
 zu kommen; und würden darüber heimliche Un-
 terhandlungen gepflogen, woran er, Rambold, vie-
 len Antheil habe, und, wegen seiner weitläufigen
 Verbindung mit vielen Kunstmeistern und Aus-
 rüfern, noch gewiß glaube, ein ansehnliches Ehren-
 amt davon zu tragen.

Alle die Nachrichten hörte Mariane an, bloß weil sie
 ihr ganz neu waren, ob sie gleich sonst an diesen gelehrten
 Reichsangelegenheiten, bey aller ihrer Liebe zur Leb-

zur, keinen Theil zu nehmen wußte; so wie etwan wunderbare Geschichten von neu entdeckten Völkern im Südmeere, der Sonderbarkeit wegen, Aufmerksamkeit erregen, auch bey denen, die sonst nicht Lust haben diese fremden Völker zu besuchen, die sich weder von den Otahitischen Jungfern, voll Süßigkeit, wollen liebkosen, noch von den Neuseeländischen Herren, voll Stärke, wollen fressen lassen.

Unter diesem langen Gespräche hatte sie Rambold unvermerkt in das an den Garten stoßende Wäldchen geführt, sie waren in demselben schon eine ziemliche Strecke weiter gegangen, als plötzlich einige starke Kerle hinter einem Baume hervorsprangen, und Marianen ergriffen. Rambold war unbewaffnet. Er suchte zwar von einem Baume einen Knüttel abzureißen, er hielt sich aber so lange dabey auf, daß Marianen gemächlich zu einem nahestehenden sechsspännigen Wagen geschleppt werden konnte, der sogleich eiligst fortfuhr. Rambold lief zwar hinterher, und Marianen, die ihn erblickte, suchte aus dem Wagen zu springen, aber sie ward festgehalten, und der Wagen kam ihm bald aus dem Gesichte. Er verweilte noch einige Zeit im Walde, um dem Wagen Zeit zu lassen, sich zu entfernen; hernach eilte er zurück, und verkündigte, außer Athem, und mit erschrocknem

schrocknem Gesichte, Marianens Entführung. Die ganze Gesellschaft erstaunte. Säugling, dessen Nerven durch den Zank mit dem Obersten schon ziemlich erschüttert waren, bekam eine Anwendung von einer Ohnmacht, erholte sich aber augenblicklich, und eilte in den Stall, um ein Pferd satteln zu lassen, so sehr ihm auch Rambold dieß widerrathen wollte, der endlich, als Säugling auf seinem Sinne blieb, selbst mit ihm Marianen nachritt. Der Oberste wollte ein gleiches thun, aber das Fräulein verlangte seinen Arm und seine Gesellschaft, führte ihn in den großen Saal, und zwang ihn, Pifet zu spielen.

Fünfter Abschnitt.

Säugling kam den folgenden Tag, ermüdet und trostlos zurück, ohne Marianen gefunden zu haben, welches sehr natürlich zugienge, weil Rambold gar nicht für gut fand, ihn auf den Weg zu führen, den der Wagen genommen hatte. Er fand einen Brief von seiner Tante, die nunmehr, da Mariane aus dem Wege geschafft war, weiter keine Zeit verlieren wollte, und ihm empfahl, alles anzuwenden, daß seine Verbindung mit dem Fräulein

sein zu Stande käme. Dieß war aber, bey seinem
 ihigen ganz neuen Schmerze über Marianens
 Verlust, eine Sache, daran er gar nicht denken konnte
 und wollte. Die Frau von Hohenauf schrieb zu
 gleicher Zeit einen Brief an die Frau von Ehren-
 Kolb, worinn sie derselben die Absichten ihres Nef-
 fen auf das Fräulein ziemlich deutlich zu verstehen gab.
 Aber auch dieser Brief kam sehr zur Unzeit. Denn
 theils hatte sich die Frau von Ehrenkolb niemals
 vorgestellt, daß die Absichten eines Menschen, wie
 Säugling, der nicht von Familie war, so hoch
 gehen sollten, daß er an ihre Tochter denken dürfte,
 theils hatte sie ist ein viel nothwendiger Geschäft im
 Sinne. Das Fräulein von Ehrenkolb, die zu allen
 Launen einer verfehlten Petitemaitresse noch allen
 Eigensinn eines verzärtelsten Muttertöchterchens hinzu-
 that, hatte den vorigen Abend dem Obersten, des
 ihrer beständigen Eifersucht ohnedieß überdrüssig war,
 und den Marianens unvermuthete Entfernung noch
 verbrießlicher gemacht hatte, so äbel mitgespielt, daß
 er ganz kurz mit ihr abbrach, den andern Mor-
 gen sich der Gesellschaft empfahl, und nach seinem
 Gute zurückreiste. Das Fräulein vermiste in ihm
 nur einen Anbeter, dessen Verlust sie zwar in der ist-
 gen Einsamkeit empfand, aber künftig bald zu erset-

jen vermehrte; ihre Mutter aber, welche die Sache, von Anfang an, viel ernsthafter angesehen hatte, befürchtete einen reichen Schwiegersohn zu verlieren, der ihre verschuldete Güter wieder in Stand setzen könnte. Die Mutter hatte also mit der Tochter eine lange Konferenz über diese wichtige Sache, und die letzte ward endlich so gründlich überzeugt, welche unthätige Sache ein Mann von Range und Reichthum für eine Dame sey, die am Hofe leben will, daß sie mit ihrer Mutter übereinkam, den Liebeshandel mit dem Obersten von neuem wieder anzuknüpfen. Die Frau von Ehrenkoll antwortete also der Frau von Sohenauf in sehr kalten und in sehr stolzen Ausdrücken, und reißete den folgenden Tag mit ihrer Tochter nach ihrem Gute zurück, wohin Säugling kaum ein mäßiges Kopfsneigen beim Abschiede erhielt.

Der Geßinn war Säuglings Liebe gegen Marianen unverborgen geblieben. Da sie mit Marianen auf einem sehr vertraulichen Fuße lebte, so hatte sie auch derselben Neigungen zu erforschen gesucht; Mariane war aber in diesem Stücke gegen sie so zurückhaltend gewesen, daß sie von Marianens Liebe gegen Säuglingen nichts gemerkt hatte. Ist aber glaubte sie, durch die Entführung, schnell ein Licht in dieser Sache zu erhalten. Sie war sehr geneigt,
Säug-

Säuglingen für den Urheber dieser Frevelthat zu halten, worinn, wie sie glaubte, Mariane gewiffigt hätte. Sie ward in dieser Vermuthung beftärkt, da sie unter Marianens Sachen viele zärtliche Briefe und Gedichte von Säuglings Hand gefchrieben fand, nebst verfchiedenen Entwürfen zu Briefen von Marianens Hand, die zwar nicht waren abgefendet worden, aber ikt doch ein unwiderlegliches Zeugniß wider fie abzulegen fchienen. Die Gräfinn war daher wider die arme Mariane außerft eckrüft, und eben fo zornig auf Säuglingen, der, wie fie glaubte, die Gattfrenheit fo fchändlich beleidigt hatte, der eine romanhafte Liebe vorgab, und ihr ihre Gefellfchaftsrinn aus ihrem Schloffe entführte, woben fie ihm, troß felnes züchtigen Aufandes, eben nicht die weltlichen Abfichten zutraute. Sie fetzte Kämbolden über die Aufführung felnes Zöglings zur Rede, der, um den Verdacht von fich abzuwälzen, ihr in allen ihren Vermuthungen Recht gab, Marianen noch mehr anklagte, und die Gefchichte ihrer Entlaffung von der Frau von Sahenauß auf eine ihr foehr unvortheilhafte Art erzählte. Die Gräfinn hielt ihre Vermuthung für vollkommen bewiefen, und ließ den unfeuldigen Säugling fo viel Unwillen merken, daß er, ob er gleich die Urfach davon nicht

recht

recht begriff, dennoch sich entschloß, unverzüglich seinen Weg weiter fortzusetzen; in welchem Vorhaben er von Rambolden gar sehr bestärkt ward, des nichts mehr wünschte, als ihn nur erst zu seinem Vater nach Wesel gebracht zu haben; damit er bald zur Frau von Hohenauf zurückkehren, und die Früchte seiner Treulosigkeit einärnten könnte. Sie nahmen also von der Götterin Abschied, die sie mit sehr kalten Höflichkeitsbezeugungen entließ.

Auf diese Art ward die Gesellschaft plötzlich zertrümmert, und jeder war, einzeln für sich, mißvergnügt, und schmolte; bis auf den boshafte Rambold, der sich heimlich freute, daß sein Ausschlag so gut von Statten gieng, und bis auf Säuglingen, der einen schwachen Trost darin fand, daß er, während der Reise, einige Stanzas über seine Entfernung von Manianen in seine Schreibtafel schrieb.

Sechster Abschnitt.

Mariane war, anterdessen dies vorgieng, mit ihren Entführern einen Tag und eine Nacht lang fortgefahren, ohne daß sie von ihnen durch ihre öfteren Fragen hätte erfahren können, wohin sie sollte geführt werden. Sie hatten, so viel möglich, die Land:

Landstraßen vermieden, und nur, auf abgelegenen
 Bormerkern, Pferde, die schon für sie bestellt waren,
 gewechselt, ohne daß Mariane aus dem Wagen stei-
 gen durfte. Den zweyten Tag mußten sie nothwen-
 dig quer über eine Landstraße fahren. Mariane er-
 blickte auf der Landstraße einen Postwagen. Sie
 schrie aus dem Wagen. Ihre Begleiter in der Kut-
 sche wollten sie zwar zurückhalten, und riefen dem
 Kutscher zu, er solle eilen, welches auch geschah; aber
 auf Marianens fortwährendes Geschrey, fuhr der
 Postwagen nicht allein geschwinde, sondern ein
 Mann zu Pferde, der neben dem Postwagen ist,
 näherte sich, und holte in kurzem den Wagen ein.
 Er schrie dem Kutscher zu, er solle still halten, das
 sich aber daran nicht kehrte, und aus der Kutsche ward
 eine Pistole auf ihn gerichtet; indem sie aber
 losgedrückt wurde, schlug sie der Reiter mit seinem
 Hirschfänger herunter, so daß sie ihn nur am Fuße
 verwundete. Indem dieß geschah, öffnete Mariane
 auf der andern Seite den Schlag, und sprang ohne
 Schaden heraus. Der auf dem Boock stehende
 Bediente traute sich nicht, dieses zu hindern, weil der
 Postwagen ganz nahe war, von dem vier oder fünf
 Reisende abgesprungen waren, und zu Hülfe eilten;
 daher der Kutscher mit verhängtem Bügel davon jagte,
 Maria

Mariame fiel im Springen, doch ohne Schaden. Der eine Reisende, der, mit einem Spanischen Rohre in der Hand, vorangelaufen war, und den Wagen beynahe erreicht hatte, hob sie auf. Sie erkannte ihn sogleich für ihren Freund Hieronymus; und kaum erholte sie sich von ihrem ersten Erstaunen, so schloß sie ihren Vater, und lag in seinen Armen. Indes daß beide sich ihrer Freude über die unerwartete Zusammenkunft überließen, beschäftigten die übrigen Reisenden den Verwaller, den die Kugel nahe am Schenkel gestreift hatte. Sie hoben ihn vom Pferde und auf den Postwagen, auf den Mariame gleichfalls stieg; das Pferd ward an den Wagen gebunden, und so zogen sie fort, bis in das nächste nicht weit entlegene Städtchen.

Hier blieben sie liegen, um ihren Verwundeten verbinden zu lassen, dessen Wunde, nachdem den andern Tag der Verband abgenommen war, nicht gefährlich befunden ward. Sie nahmen sich also vor, zu der Gräfin zurückzukehren, zumal da der Verwundete in der Nachbarschaft wohnte. Hieronymus miethete dazu einen halb bedeckten dreysitzigen Wagen. In denselben setzte sich Mariame und der Verwundete vorwärts, und Hieronymus mußte den Rücksitz einnehmen; denn Sebaldus, der durch die Freude,

Freude, seine Töchter wiedergefunden zu haben, ganz verjünget war, setzte sich, alles Zuredens ungeachtet, auf des Wirthalters Pferd, und stakete neben dem Wagen her. Da ihm dieß in kurzem beschwerlich ward, so kam er auf den Gedanken voranzureiten, und in dem Dorfe, wo sie den Mittag anzuhalten gedachten, die Mittagsmahlzeit zu bestellen. Der Kutscher bezeichnete es ihm sehr genau, und versicherte, daß der Weg nicht zu verfehlen sey. Sebaldus stieß also sein Thier in die Seite, und sie verloren ihn bald aus dem Gesichte.

Als sie Mittags im Dorfe ankamen, fanden sie, daß keine Mittagsmahlzeit bestellt wäre, und, was noch mehr, daß niemand den Sebaldus gesehen hatte. Martiane und Steronimus wurden dar durch nicht wenig beunruhigt. Nachdem sie ein Paar Stunden gewartet hatten, schickten sie einige Diener auf verschiedenen Wegen aus, die aber zurück kamen, ohne etwas von ihm gehört zu haben; wodurch ihre Angst nicht wenig vermehrt ward. Sie warteten diesen und den folgenden Tag auf ihn; da er aber nicht erschien, so reiseten sie in großer Bestimmtheit weiter, nachdem sie eine Nachricht für ihn zurückgelassen hatten.

Sie kamen in kurzem auf dem Gute der Gräfin an. Mariane begab sich sogleich mit Hieronymus nach dem Schlosse. Sie hoffte von der Gräfin mit Vergnügen empfangen zu werden; aber diese Dame war, besonders durch Rambolds tückische Einblasung, so sehr wider die gute Mariane eingenommen, daß sie dieselbe sehr kalt bewillkommte. In der That war der äußerliche Ansehn ganz wider Marianen. Auf die Frage der Gräfin, wie die Entführung veranlaßt worden, konnte sie nichts mehr antworten, als daß sie von unbekanntem Leuten auf einen unbekanntem Weg geführt worden, ohne daß sie die geringste Veranlassung dazu gegeben habe. Dies war in der That unwahrscheinlich, und daß Mariane ihren die Wahrheit verhehlen zu wollte, that ihr in dem Gemüthe der Gräfin noch mehrern Schaden. Die Gräfin erinnerte sie, wie vertraulich sie mit ihr umgegangen wäre, und daß sie ihr doch aus den Botschaften bey der Frau von Lobenauf, und aus ihrer Verbindung mit Säuglingen, ein Geheimniß gemacht hätte. Sie zeigte ihr die gefundenen Briefe von Säuglingen an sie, woraus genug erhelle, wie genau diese Verbindung gewesen, Sie ermahnte sie an ihre und seine Verlegenheit, bey seiner Ankuft, und an alle andere Kleinigkeiten vorher nicht be-

meiste Umstände. Sie rüchle, mit welchem ungewohnten Eifer sie Säugling gegen den Obersten vertheidigt habe. Alles dies zengte wider Wagner neue Auslage. Sie konnte sich durch nichts vertheidigen, als durch ihre Thränen, die oft die Waffen der Unschuld, aber eben so oft auch der Deckmantel der Verstellung sind; und Zironynus Verfassungen, dem alle vorgefallnen Begebenheiten unbekant waren, konnten wenig Gewicht haben.

Die Gräfinn brach endlich kurz ab. Sie sagte zu Marianne; Es ist in dieser Sache ein Geheimniß, das ich nicht aufzuklären vermag. Ich liebe Sie, und wünsche daher, daß Sie unschuldig seyn mögen. Sind Sie es, so erinnern Sie sich doch anse künftige, daß ein Frauenzimmer, das sich mit einer Mannsperson in ein Liebesverständniß, in einem geheimen Briefwechsel einläßt, und wenn es auch in der unschuldigsten Absicht wäre, derselben einen großen Vortheil über sich einräumet, und daß sie Verdacht erregen kann, wo sie es am wenigsten wünschet. Eine solche kleine Intrigue thut einem jungen Frauenzimmer, ich weiß es wohl, so romantisch, so empfindsam vor, es dünkt sich so vom gemeinen Haufen unterschieden, einer Sarah oder Geva so ähnlich, wenn es an ihren Phrasen
oder

oder Leander denken und schreiben kann. Dieses roman-
 tische Wesen aber, (wozu Sie, meine liebe Maria-
 rita, einige Anlage haben,) ist zwar in Büchern
 und in Gedichten schön und gut; wenn es aber ins ge-
 samte Leben gebracht wird, so verursacht es, daß nicht
 wenig in die Lage schickt, in die er vom Schicksale ge-
 setzt ist, sondern eine eigne Welt für sich allein haben
 will. Ich wenigstens bin keine Liebhaberin davon, und
 ich verlange eine Gesellschafterin, die davon ganz
 frey ist. Die unbekante Person, die sich für Sie
 so stark interessirt, wird nicht sogleich ablassen; und
 obgleich ich mich in eine neue Entführung oder in eine
 andere unermuthete romanhafte Scene endigen
 will, können also nicht auf dem vorigen Fuße zusam-
 menbleiben. Indessen sollen Sie nicht verstoßen
 seyn; bleiben Sie in meinem Hause, bis Sie auf
 eine anständige Art versorgt werden; und wenn Sie
 sich über den letzten unerklärlichen Vorfall rechtser-
 eignen können, will ich selbst für Ihr ferneres Glück
 Sorge tragen.

Maria rita weinte bitterlich, daß sie erst ihrem Va-
 ter und nun auch ihre Gönnerin verlor, und daß
 ihr Schicksal sie, ohne ihr Verschulden, in einem Ver-
 dacht brachte, den sie nicht widerlegen konnte, und
 der noch dazu, unglücklicherweise, wahrscheinlich war.

Sie gieng in ihr Zimmer, und überlegte mit Hieronymus, was in ihren thigen Umständen zu thun sey, oder vielmehr Hieronymus überlegte es allein; denn die gute Mariane lag halb starr auf einem Lehnstuhle, und zerfloß in Thränen. Hieronymus sann auf verschiedene Vorschläge, die er wieder verworf. Endlich besann er sich auf den Freiherrn von D***. Dieser würdige Mann hatte eigentlich Willehelms Neurath mit Gebaldus veranlaßt *), und Mariane war seine Pathe. Er hatte, als er noch am Hofe war, den unüberlegten Vorfaß gehabt, ein ehrlicher Mann zu seyn, nie zu schmeicheln, keinen mächtigen Bösewicht erheben, und keinen rechtschaffenen Mann, in Ungnade, unterdrücken zu helfen. Es konnte also nicht fehlen, daß er nicht endlich ein Opfer der List und der Ränke der Hoffschranzen werden mußte, und selbst in Ungnade kam; wenn man es Ungnade heißen kann, daß ein ehrlicher Mann der Abhängigkeit entzogen, und sich selbst, seinen Eltern, und seiner Familie wiedergegeben wird. Der Herr von D*** hatte seitdem auf seinen Gütern im Hildesheimischen, im Schooße seiner Familie und als ein Vater seiner Untertanen gelebt. Er hatte sich noch kürzlich nach seiner Pathe, der er in ihrer ersten

Jugend

*) S. Willehelms, S. 100.

Jugend sehr gewogen gewesen war, erkundigt, und dieß brachte den Hieronymus auf die Gedanken, daß Marians bey ihm die sicherste Zuflucht finden könnte.

Er überlegte Abends mit seinem Reiseführer, dem Verwalter, wie dieser Voratz am besten auszuführen sey. Denn seine Geschäfte riefen ihn auf eine weitere Reise, entfernt von seiner Vaterstadt; und hier wollte er Marianen auch nicht lassen, weil er wirklich das Geheimniß der Entführung nicht ergründen konnte, und noch mehrere Folgen davon befürchtete. Der Verwalter, dem Marianens Unfall sehr zu Herzen zu gehen schien, bestärkte ihn in dieser Gedanken; und um ihn zu beruhigen, schlug er vor, daß er Marianen mit sich nach Hause nehmen wollte, wo sie so lange bey seiner Frau bleiben könnten bis seine Wunde völlig geheilt sey; alsdann wolle er sie selbst zum Hrn. von D***, der ihm sehr wohl bekannt war, bringen, und denselben auch vorher das von benachrichtigen.

Hieronymus billigte diesen Vorschlag, und die Weisheit, die Marianen im Grunde herzlich liebte, und des Hrn. von D*** vortheilhafte Eigenschaften kannte, war damit auch sehr wohl zufrieden. Sie nahm von Marianen den freundschaftlichsten Abschied, gab ihm mit einer mütterlichen Güte des Hrn.

gens, die weisesten Lehren und Ermahnungen, und beschenkte sie mit einer ansehnlichen Summe. Mariane empfand alles, was sie an dieser edlen Dame wahr, küßte ihr reichend die Hände, umarmte ihren Freund Hieronymus, und schloß sie mit Schmerz dem Herzen in den Armen, und kam, in keiner Zeit gewarnt, in der Wohnung des Verwalters an.

Siebenter Abschnitt.

Der Verwalter gehörte zu den Leuten, von denen man zu sagen pflegt, daß sie wissen, wie es in der Welt zugeht. Diese Leute glauben hienach zu haben, daß diejenigen in der Welt am weitesten kommen, die sich um den Nutzen anderer viel weniger bekümmern, als um ihren eigenen, die niemand gutes thun, als den sie zu brauchen gedenken; und also den hilflosen Unglücklichen, der vor ihren Füßen niederfällt, liegen lassen, ohne ihn anzusehen, um sich zu dem zu bedingen, der sie ein Dasein weiter fortzuleben laßt. Mit diesen brauchbaren Grundätzen war er in der Welt herum fortgegangen; denn er war aus dem allerniedrigsten Stande bis zur Stelle eines Verwalters ansehnlicher adelicher Güter gekommen, und verwaltete sie mit so gutem Erfolge,

folge, daß er eine Möglichkeit rather sahe, er werde
 in einigen Jahren einen Theil davon kaufen könn
 en. Dohy hielt er freylich Recht und Unrecht für
 dasjenige, wovon man entweder etwas vor sich bring
 en, oder in Gefängniß und Geldstrafe gerathen
 kann; so lange er also dieses nur nicht zu beschweigen
 hatte, war sein Augenmerk beständig auf jenes ger
 ichtet. Die Geschichte von Mariannes Entführung,
 davon sie selbst die Veranlassung nicht anzu geben
 konnte, hatte ihn neugierig gemacht; er hatte sich
 unterdessen daß Mariann und Gnomwynus aus
 dem Schlosse geflohen waren, einige Bedienten des
 Grafen, die sich in der Ebene, wo er abgetrennt
 war, einfanden, über die vorhergehenden Begeben
 heiten und über die Gesellschaft, die auf dem Schlosse
 gewesen war, angefragt, und aus allen Umständen
 den Schluß gezogen, daß der Oberste, dessen Reie
 gung in hübschen Mädchen er sehr wohl kannte, die
 Entführung hätte veranstaltet haben. Er hätte sich
 aber wohl, davon etwas gegen Gnomwynus und
 Mariann zu ermahnen; denn er glaubte, sich
 durch diese Entlozung für das Pferd, mit welchem
 Gwalter verlohren gegangen war, und für die
 Wunde, die ihm seine unbefugte Angler (denn was
 ging's ihm eigentlich an, daß jemand auf der Konig-

straße entführt wurde?) zugezogen hatte, reichlich Bezahlung zu machen. Anstatt also Marianens Aufseher hält dem Freyherrn von D*** zu melden, meldete er denselben lieber den Obersten, und benannte ihm zugleich den Preis, um welchen er sie an einen ihm beliebigen Ort bringen wollte. Er gieng hierbei sehr halb so offenhertzig zu Werke, weil er im Laufe des Welt gefunden hatte, daß selbst vornehmere Leute, als er, die er, um seine Zwecke zu erlangen, zu beschreiben nöthig gehabt hatte, wenn es wirklich ihr Ernst gewesen Wort zu halten, lieber vorher um den Preis ihrer Prosektion gehandelt, als sich auf eine ungewisse Freugebigkeit verlassen hatten.

Der Oberste, der sich das Glück nicht hatte träumen lassen, Marianen sobald wieder zu sehen, noch weniger, sie in seiner Gewalt zu haben, gieng alle Bedingungen ein. Der Verwalter versete also mit ihr fort, unter dem Vorwande, sie zu dem Frau von D*** zu betrogen, und nahm ein Nachtlager auf einem der Güter des Obersten. In der Schenke war schon bestellt, daß sie nicht aufgenommen werden könnten, weil alles schon besetzt wäre. Der Verwalter fuhr also nach dem herrschaftlichen Hause, wo er den Aufseher zu kommen vorgab. Sie truden ab. Hier verließ er des Nachts heimlich Marianen, und den

den folgenden Morgen bekam sie unvermuthet den Obersten zu sehen.

Der Oberste war ein Mänschen, das, wie wir schon bemerkt haben, von seiner Person eine nicht geringe Meinung hegte. Er hatte zwey Jahr auf Universitäten reiten lernen, und Billard gespielt, hatte sich, ehe ein halbes Jahr vor erfolgtem Frieden ein Regiment gekauft, mit dem er verschiedenen Tourneys beygewohnt, es bey einigen Kürkürschen in der Avantgarde kommandirt, und es darauf wohlbehaltend in die Winterquartiere geführt hatte. Die folgende Zeit hatte er meist am Hofe zugebracht. Aus diesem glorreichen Lebenslaufe glaubte er, müsse erhellen, daß er ein Mann sey, geliebt, tapfer und voll Willkennntuß. Er suchte alle Dinge zu affectiren, die ihm die Natur versagt zu haben schien. Unerachtet er in seinem ganzen Betragen flüchtig und läppisch war, so pflegte er doch gemeintiglich eine weiße Miene anzunehmen, und den Zeigefinger an die Nase zu legen, wenn er gleich gar nichts Hoffartiges sagte. Unerachtet er unbeständig und veränderlich war, und dabey die Bequemlichkeit liebte, so redete er doch beständig von der Standhaftigkeit, von der Anstrengung und Anspannung der Kräfte, und von festen Vorsätzen, die man unverrückt ausführen müßte.

mögte. Ob er gleich, durch frühzeitige Kenntnisaufnah-
 men, fast zu allen Wissenschaften unerschöpflich war, so war
 doch Genus immer sein Bräutigam. Nach die-
 ser Beschreibung sollte man leicht glauben, daß ein
 solcher feyerlicher Hakenfuß in der menschlichen Gesell-
 schaft nur habe vorkommen können; wenn man
 nicht täglich sehe, daß eine vornehme Geburt, eines
 Engländische Kindheit mit einem Juge von solchem, auch
 ein gleiches lebliches Ingeheiß, eben so große und
 größere Theore zu Liebenswürdigem Krücken macht.

5. Unser Mann hatte übrigens ein christliches
 Grundgesetz, daß man in allen Beschlüssen und sein selbst
 willkürlich handeln muß, und daß daher derjenige, der
 Kraft habe, denjenigen, der schwächer sey, ohne Bedenken
 zwingen muß, seinen, als des Gelehrten, Ansehen zu folgen. Da nun das weltliche das Schicksal
 ihre Geschichte ist, so folgerte er ganz natürlich, daß
 alle Mannspersonen ein widerprüchliches Recht
 hätten, alle Frauenzimmer nach eigenem Willen zu
 behandeln. Zwar geht er zu, daß Stand, Erziehung,
 Scharf, Ehrlichkeit und Eigensinn, dem Frauen-
 zimmer eine gewisse Art von zufälligen Rechte geben
 könne, die man nicht übersehen; aber er meinte auch,
 daß, wenn eine Mannsperson, neben der diesen Bes-
 chlossen gleichzeitigen Kraft, noch geringeren

Verstand habe, die schwache Seite eines Bauernjungen
 nicht zu finden; er unfehlbar über sie triumphiren
 werde. Da er sich nun Verstand in höherm Maße
 aneignete, so ist leicht zu erwarten, daß er überzogen
 werden, sein Bauernjungen könne ihm widerstehen.

201

Er griff also auch ungehörige Mariannen an. Ihren
 überhöchste Bewandlung hielt er für Stolz. Wenn
 er die ihre Schwachheit, glaubte er, nicht das, wußte
 zu sehen. Er besagte ihr mit der größten Höflich-
 keit und Annehmlichkeit. Er erbot ihr, sein Haus
 als das ihrige anzusehen. Mit dem Bedienten zurück-
 bleibend, war dem, er sprach, daß er, wegen eines un-
 vernünftigen Geschäftes, eine Reise von einigen Meilen
 gehen hätte, und versprach, daß er sie allens-
 falls in seiner eigenen Kutsche weiter bringen wolle.
 Marianna ließ sich aber in diesen Falle nicht fangen.
 Sie bestand darauf, unermüdet auf dem ersten dem
 ihres Bauernjungen, oder auch in Fuß, weiter zu ge-
 hen. Sie sagte das so leicht und ernsthaft, daß es
 seines Begriff änderte. Seine glühende Überschweng-
 liche Liebe wurde vorgebracht. Marianna war die
 Göttin, die er anbot, in deren Füßen er sich und
 die ganze Welt niederlegen wollte. Marianna
 sah edles Ansehen, und sagte ihm seiner Antwort.

Sondern wollte stehendes Fußes weggehen, das ängstliche
 Zimmer aber war verschlossen. Er sagte ihr auf die
 höflichste Weise, sie solle in allen Dingen über ihn
 und sein Haus zu befehlen haben, den einzigen Wunsch
 ausgenommen, daß sie sich nicht weggeben wolle.
 Mariane fragte voll Unwillen, wer das Recht habe,
 sie aufzuhalten? Er wendete wieder seine Rede vor;
 er bat, er beschwor sie, er versicherte auf dem Ewigen,
 sie habe von ihm nichts unangenehmes zu besorgen;
 selbst ihrer Gesellschaft, so unglücklich sie ihm sey,
 wolle er sich erfreuen; wenn er ihr beschwerlich fiele,
 Mariane warf sich in einer Eile mit weinenden
 Thränen fort zu bitten und zu versprechen, und sie mußte
 der Gewalt nachgeben, und wider ihren Willen da
 bleiben.

Sie begab sich in ein ihr unbekanntes Zimmer. Sie
 untersuchte sorgfältig, ob irgendwo ein verborgener Ein-
 gang seyn könnte; aber es war alles sicher. Sie schloß
 sich allein. Sie gieng nachher in den Garten. Sie
 bemerkte wohl, daß sie von verschiedenen Personen
 von fern beobachtet ward, und daß sie nicht werden
 entfliehen können; aber der Oberste ließ sich nicht
 sehen. Es giengen einige Tage hin, in denen sie alles
 empfand, was ihr ihriger Zustand verschaffte, und
 die

die Aussicht ins künftige beunruhigendes hatte. Der Oberste, der seinen Anschlag nie aus dem Sinne ließ, fand sich unvermuthet auf ihren Spaziergängen, wo ihm nicht auszuweichen war. Er begegnete ihr mit der größten Ehrsucht. Sie konnte ihm zuletzt nicht ab schlagen, zuweilen bey Tische, oder bey einem andern Spaziergange, in seiner Gesellschaft zu seyn. Er fuhr fort zu betheuren, daß er sie auf das innigste liebe, und daß er ihre Gegenliebe nicht zu erzwingen, sondern zu verdienen suchen wolle. Mariane fuhr fort, ihm aufs entschlossenste zu versichern, daß er ihre Gegenliebe auf keine Weise erhalten werde, daß er sie also nicht ferner quälen, sondern sie wegzulassen möchte; und sie selbst suchte beständig auf ein Mittel, sich aus dieser unangenehmen Lage zu ziehen.

Der Oberste, der sich einen so starken Widerstand nicht vermuthet hatte, ward dadurch noch mehr erhitzt, und fing an auf andere Pläne zu sinnem, um seinen Zweck näher zu kommen. Er wiederholte sich in Gedanken alle die sinnreichen Mittel, die von verschiedenen Diebstahlern gebraucht worden, um bey ihren widerstehenden Geblütern zu ihrem Zwecke zu gelangen: z. B. die Ehe zu versprechen, und sein Wort nicht zu halten; die Ehe zu versprechen, und sich

sich durch einen verkleideten Anstandlicher Mann zu lassen; seiner Geliebten einen Schlaftrunk zu geben, und sich in ihre Schlafzammer zu schleichen; im Fußboden ihres Zimmers eine Fallthür zu machen zu lassen, oder durch einen Kamin hineinzufliegen u. s. w. Weil ihm diese aber sämmtlich nicht gefielen, nahm er seine Zuflucht zur Lesung der Geschichte der Clarissa Lowelowe, um seine Einbildungskraft durch den Charakter des Lovelace angustieren, einen Charakter, den er beständig äußerst bewundert hatte, und nicht ohne Ursache, da ihm selbst Leibeskräfte und Geisteskräfte zum Guten und zum Bösen fehlten, um ein Lovelace zu seyn. Bey dieser Lectur fiel ihm auf, daß er das, was Lovelace den Zufall genährte, *) durch ausdrückliche Anstalt erlangen könnte. Er ließ wirklich eines Morgens, kurz vor Anbruch des Tages, in Marianens Vorzimmer ein Paar Vorhänge und ein Paar Bunde Strah anzünden, und pochte nachher mit großem Getöse an ihre Zimmer, um sie aufzuwachen. Er glaubte gewiß, sie in der allerlieblichsten Nachtkleidung zu treffen. Er irrte sich aber; denn Mariane, die von Anfang an sehr misstrauisch gewesen war, hatte, ohne sich auszuwecken, in ihrem ge-

*) S. Geschichte der Clarissa, Deutsche Uebersetzung, I. Th. 7. Brief, S. 70. u. f.

wöhnlichen Kleibern geschlummert. Die Offiziere die Thür, voll Entsetzen, und da sie Rauch und Flammen zu Thür und Fenstern hereinströmen sahe, ergriff sie nur ihre Tasche und Uhr, und folgte dem Obersten, der seine Beute, durch Dampf und Funken, in den Garten bis zu einem abgetheilten Gartenhause schleppte, wo sich Mariane athemlos niedersetzte. Der Oberste wollte ihre erste Bestürzung nützen, fiel ihr zu Füßen, wiederholte seine Liebeserklärung feuriger als jemals, und ward in kurzem so unbescheiden, daß ihn Mariane mit beiden Händen so heftig von sich stieß, daß das Männchen, welches, wie schon bemerkt, zwar in Worten, aber nicht an Kräften ein Herkules war, rücklings zu Boden fiel. Ehe er noch, vom Falle betäubt, aufstehen konnte, sprang Mariane in den Garten. Dieser war von dem daran stoßenden weitläufigen Park, durch eine hohe grüne Hecke gesondert, die an einer einzigen verdorrten Stelle niedriger war. Diese Stelle hatte sich Mariane bey ihren Spaziergängen schon längst genau bemerkt. Sie schaffte

sich

sich da, durch die dürrn zerbrochlichen Strünke,
leicht einen Weg in den Park, und da sie schnell
das Ende desselben erreicht hatte, so lief sie gerade
aus ins Feld, ohne sich umzusehen.

Ende des fünften Buchs.

Sechs.

Sechstes Buch.

Erster Abschnitt.

Es ist Zeit, daß wir zum Sebaldus zurückkehren, den wir auf dem Pferde des Verwalters verlassen haben, auf dem er voranritt, um in dem nächsten Dorfe, für die nachkommende Gesellschaft, eine Mittagsmahlzeit zu bestellen. Der Fuhrmann hatte ihn versichert, daß der Weg nicht zu verfehlen sey. Dies war auch vielleicht einem Fuhrmanne nicht möglich, aber wohl einem Manne, wie Sebaldus, der selten ganz genau auf die Dinge Achtung gab, die um ihn waren, am wenigsten auf das Glets einer Landstraße. Er war kaum einige hundert Schritte fortgeritten, als er anfieng, sich in eine Betrachtung über die zweyte Posaune in der Apokalypse zu vertiefen; dahingegen sein Pferd, welches fühlte, daß der

Zügel an der Mähne hinabhleng, sich kurz darauf an einen vier Schritt vom Wege stehenden Heuschaber machte. Sebalbus merkte, nach einigen Minuten, daß das Pferd stille stand, und spornete es an, ohne es zu lenken. Es trabte daher gerade fort, über Wiesen und Brachfelder, bis es wieder auf einen Weg kam. Nachdem Pferd und Mann auf demselben ein Paar Stunden fortgejilt hatten, wunderte sich Sebalbus, daß er noch kein Dorf vor sich sah; doch ließ er sich gar nicht träumen, daß er den rechten Weg könnte verfehlt haben. Nach einiger Zeit erblickte er ein Dorf. Er zweifelte gar nicht, daß es das rechte wäre; ritt vor den Knecht, stieg vom Pferde, und übergab es einem vor dem Hause stehenden Knechte, der es selbwärts nach dem Stalle zu, führte. Er selbst gieng sogleich ins Haus, bestellte die Mittagsmahlzeit für vier Personen, und setzte sich in die Gaststube, um sich auszuruhen. Nachdem er so eine Weile unter einem Geräusche von vielen Menschen gegessen hatte, stand er auf, um seiner Gesellschaft entgegen zu gehen, weil er aus der Länge der verfloßnen Zeit schloß, daß sie schon dicht vor dem Dorfe seyn mußte. Er wanderte fort, das Gemüth voll von dem doppelten Vergnügen, seine Tochter bald wieder zu sehen, und eine neue Erklärung der zweyten Pö-

saune erfunden zu haben. Er hing sonderlich diesem letzten Vergnügen so stark nach, daß er, nach geraumer Zeit, aus untrüglichen Kennzeichen merkte, er sey auf einem ganz andern Wege, als auf dem er gekommen war; denn er befand sich dicht vor einem andern Dorfe, und merkte, aus der Höhe der Sonne, es sey wirklich Mittag. Er eilte also zurück, und fand, zu seinem großen Erstaunen, daß die Gesellschaft noch nicht angekommen war. Er befürchtete, ihr möchte ein Unglück begegnet seyn, er foderte sein Pferd, um ihr entgegen zu reiten. Aber wie erstaunte er, da niemand von seinem Pferde etwas wissen wollte. Er hatte, wie es scheint, einen fremden Kerl für einen Knecht aus dem Hause angesehen, und ihm sein Pferd gegeben, der sich aber, so bald er sahe, daß Sebaldu im Hause war, darauf geschwungen und es fortgeritten hatte. Er war also um seine Gesellschaft und um sein Pferd gekommen, und hatte zum Troste nichts, als seine apokalyptische Entdeckung, und ein äbergabres Mittagessen auf vier Personen, davon er sich, so hungrig er war, doch nicht zu essen getraute, weil er immer noch auf die Ankunft seiner Gesellschaft hoffte. Endlich nöthigte ihn der Hunger doch, sein Antheil davon zu verzehren, und die Wirthin nöthigte ihn, das ganze zu bezahlen.

Er wartete diesen und noch ein Paar folgende Tage auf seine Gesellschaft, und war in der größten Verlegenheit, da sie nicht ankam. Er hatte weder den Namen des Dorfes, wo er auf sie warten sollte, noch den Namen der Gräfinn, noch den Namen ihres Gutes behalten. Er sah sich also auf einmal wieder in die weite Welt versetzt. Sein einziger Trost war, daß er des Hieronymus Empfehlungsbrief an den Kammerjunker in Holstein, und noch so viel Geld bey sich hatte, um dahin zu reisen. Da er also von der Wirthinn erfuhr, daß die Post nach Holstein den andern Tag durch das Dorf gienge, so setzte er sich, ohne ferneres Verweilen, darauf.

Er kam in wenigen Tagen, ohne weltern Zufall, bey dem Kammerjunker an, der sich auf seinen Gütern aufhielt. Dieser hatte, als er am Hofe war, den Mangel des Verstandes durch reiche Kleider *) zu ersetzen gesucht. Nachdem er aber, durch seine Herrath mit einer reichen alten Wittwe, in den Stand gesetzt war, den Hof zu verlassen, und sich auf seiner Frauen Güter zu begeben, verdeckte er den oben gedachten noch immer fortdauernden Mangel durch eine andere Art von Virtu. Er schaffte sich eine Sammlung von antiken und modernen Münzen und Gemmen,

*) S. Wilhelmine S. 99.

men, von Kopien und Abgüssen alter Statuen und Basreliefe, und von allerley ächten und unächten Griechischen und Römischen Alterthümern an. Diese Sammlung zu vermehren, zu ordnen, seinen Besuchern zu zeigen, und darüber zu schwätzen, war seine hauptsächlichste, einer verständigen und gelehrten so ähnlich scheinende Beschäftigung, daß er sich oft selbst einbildete, er habe Verstand und Gelführsamkeit. Freylich gieng es ihm mit seinem Kabinette zuwelleu, wie fast mit seinem Kleiderputze. Bey diesem mußte oft Straß anstatt Juwelen, Plüsch statt Sammet, und ein bunter Lack von Martin, statt Goldes dienen. Eben so war auch jenes, anstatt wahres Alterthümer, Münzen und Gemmen, meist mit alterhand Hümpenzeuge angefüllt, welches den größten Werth davon hatte, daß es zerbrochen, beschmutzt und unbrauchbar war. Der kleine Mann war aber in allen antiquarischen Kenntnissen, durch die er hätte einsehen können, daß seine Alterthümer lange nicht alt genug wären, glücklicherweise so unwissend, daß ihm seine alten Lampen, Urnen, Opferbelle, Scheldemünzen und Petschafte, vollkommen eben das Vergnügen machten, was sie einem ächten Alterthumskenner würden gemacht haben, wenn sie tausend Jahre älter gewesen wären. Er hatte weiter keine

Kenntnisse, als die er aus einigen Compendien und Journalen aufraffte, und die ihm diejenigen einprägten, die ihm Münzen und Gemmen verkauften. Er fand diese auch zu seinem Zwecke, sich als eine wichtige Person zu fühlen, so vollkommen hinlänglich, daß er nicht daran dachte, andere und bessere zu erwerben; zumal da er noch dabey die glückliche Gabe hatte, wenn er gelehrte Leute reden hörte, still zu schweigen, und das, was sie gesagt hatten, in der nächsten Viertelstunde wörtlich, als seine eignen Gedanken, zu wiederholen, welches in vielen Vorfällen bey nahe eben die Dienste that, als ob er selbst gedacht und geurtheilt hätte.

Der hochwohlgeborne Kenner empfing den Sebalduß mitten in seinem Kabinette, wo alle seine Herrlichkeiten zur Schau ausgestellt waren, sitzend auf einer Sella curulis, nicht zwar von Eisenbein, doch aber von weiß angestrichnem Holze, mit bloßem halbgeschornem Haupte, wie ein Römischer Consul, und in einem Schlafrocke, der nach dem ächten Model einer Trabea zugeschnitten war, welches ihm, gegen reichliche Bezahlung, von einem gelehrten Professor, was nicht getheilt worden, der ausdrücklich die Schneiderei Kunst gelernt hatte, um den ächten Schnitt dieses Römischen Feyrkleides endlich einmal herauszubringen;

weh

welches so vielen grundgelehrten Leuten, die über die Kleidung der Alten geschrieben haben, vielleicht bloß bewegen noch bisher nicht hat gelingen wollen, weil sie alle nicht wußten, ob man einen Pelzmantel in die Länge oder in die Quere des Zeuges zuschneiden muß.

Nachdem er des Hieronymus Brief gelesen hatte, versicherte er den Sebaldus zwar sehr ernsthaft seiner Gnade; (denn seitdem er reich geworden, ergriff er gern jede Gelegenheit, wobey er den Wäcen spielen konnte;) doch bedauerte er es, daß er einen so grundgelehrten Mann, wie Sebaldus, nicht zu seinem Bibliothekar haben könnte, weil diese Stelle bereits durch einen gelehrten Magister besetzt worden, der ein Schwestersohn eines Mannes war, der ihm viele Alterthümer, und noch kürzlich einen raren Cameo, in dichten Ambra, und nicht etwa in Bernstein geschnitten, verkauft habe. Indessen lud er ihn doch auf den andern Morgen zum Frühstück ein.

Dies letztere geschah nicht sowohl des Sebaldus, als sein selbst wegen; denn, weil es seinen Nachbarn, die ohne dieß von allen Alterthümern aufs höchste alte Vasale und alte Bankothaler liebten, schon bekannt war, daß unser gelehrter Landjunker diejenigen, die er einmal in sein Kabinet bekommen konnte, so bald

nicht n. jeder herausließ, so konnte er nur sehr selten jemand finden, der es befehen wollte.

Der gute Sebalduß, der von aller Kennerschaft weit entfernt war, mußte, unter manchem Gähnen und Räuspern, wirklich über fünf Stunden aushalten. Zuerst ward er in einen Saal geführt, wo verschiedene Abgüsse von berühmten antiken Bildsäulen aufgestellt waren. „Man muß damit, sagte der Besitzer, schon zufrieden seyn, weil man die Originale nicht haben kann.“ Er gieng ziemlich geschwind dabey vorüber, doch fuhr er seiner Venus von Medicis sanft über den Rücken herunter, und fragte den ganz erstaunten Sebalduß, ob ihm derselben Hintertheils auch so wohl gefielen, als dem gelehrten Smoller.*) Ohne Antwort zu erwarten, wandte er sich schnell zu seinen geliebten originalen Antiken, bey deren Deutung er sich weitläufig aufhielt. Da war mehr als eine dickbäuchige Venus, und dickplüschige Minerva, dergleichen verschiedne Apolle, die wie Schneidbergefallen aussahen, breitschultrige Merkurs, und Jupiter mit spitzen Stirnen und aufgestülzten Nasen. Von da kamen sie in verschiedene Zimmer voll zerbrochener Urnen, Töpfe und Teller, voll rostiger Degenklingen und

Belle,

*) S. Smollers Reisen, nach der Deutschen Uebersetzung.

Velle, und einer unzähllichen Menge unbrauchbares
 Hausgeräthes, woraus mit Verwunderung zu erse-
 hen seyn sollte, daß die Leute vor tausend Jahren
 Messer, Schnallen und Schlüssel gehabt hätten,
 beynahe eben so, wie wir. Von da traten sie ins Al-
 terkheiligste, wo die Gemmen und Münzen aufbe-
 halten wurden. Mitten im Zimmer stand des be-
 rühmten Lipperts Sammlung von Abgüssen auf
 einem herrlichen Gestelle. Der Kammerjunker machte
 ein Paar Schubladen davon nachschäßig auf, und
 sagte: „Sie sind ganz artig, aber doch nur Abdrücke,
 ich halte auf Originale.“ Er besaß wirklich eine
 große Menge von plumpen und verzerrten Gesichtern,
 sehr stumpf in allerhand Steine geschnitten, denen er
 einen großen Werth beylegte. Er zeigte auch seine
 Münzen, auf deren vielen er dem Sebaldu den
 edlen Kost bemerken ließ. Sie waren alle unver-
 fälscht antik, und zu mehrerer Bequemlichkeit in sehr
 dicke Pappen gefaßt, so daß man Seite und Rück-
 seite, nicht aber die Ränder sehen konnte. Er versicherte,
 daß diese Einrichtung sehr niedlich wäre, und
 daß ihm die ganze Sammlung von einem gelehrten
 Antiquare, so gefaßt, sey verkauft worden. Was
 er aber mehr, als alles, zu schätzen schien, war
 eine Sammlung von Belagerungsmünzen und
 Noths

Norhmünzen. Er hatte in der That viele Stückchen gestempeltes Blech, Zinn und Leder, nebst Stückchen von silbernen Tellern mit allerley Figuren. Er sagte, mit erhabener Nase, er besitze nicht wenig solche Münzen, die selbst der berühmte Blog in seinem gelehrten Werkchen de nummis obsidionalibus nicht gekannt habe, und er hoffe in kurzem ein kapitales Stück zu erhalten, nemlich eine Norhmünze, in einer der Festungen geschlagen, die der berühmte Oberste Shandy durch seinen Feuerwerksmeister Trim mit ledernen Kanonen beschloßen ließ.

Indem er so mit großem Eifer seine Seltenheiten herausstrich, erblickte er von ungefähr an des Gebaldus Finger dessen Petschierling, worinn ein Anker gegraben war. *) Ey! rief er aus:

„Ey! Was für eine schöne Antike haben Sie da?“

Gebaldus versicherte ihn, daß der Ring sehr modern sey, und von einem Petschierstecher in einer kleinen Stadt in Thüringen sey gegraben worden.

Der Antiquar versetzte, mit sonderbar schlaue Miene:

„Ja! ja! aber, ob er gleich modern ist, so möchte ich ihn doch wohl haben. Die Kameen : : : von einer gewissen Farbe, : : : von einem edlen Ziegelroth : : :

gefals

*) E. Wibelmine S. 32.

„gefallen mir. Ich will ihn Ihnen ablaufen.
„fen.“

Sebaldus antwortete: er habe diesen Ring bisher zum Andenken seiner Wilhelmine getragen, wenn er aber würdig sey, in dieses Kabinett aufgenommen zu werden, so wolle er ihm solchen schenken. Der Kammerjunker ließ sich die Schenkung nochmals mit einem Handschlage bestätigen; und nun konnte er seine versteckte Freude nicht mehr bergen. Er drückte dem Sebaldus die Hand, zeigte ihm hin und wieder ein Pünktchen auf dem Steine, versicherte, mit selbstzufriedner Miene, er sey ein Kenner antiker Arbeit; der Stein, sey ungezweifelt, ächt antik, und für ihn unschätzbar, weil er eine Form von Ankern abbilde, die weder Baysius noch Amneltus, in ihren Werken *de re nautica veterum* angeführt hätten. Nunmehr nahm er den Sebaldus, welcher verstimmt, und sich nicht getraute, dem gelehrten Kenner zu widersprechen, im Ernste in seine Protektion, gab ihm sogleich ein Zimmer in seinem Schlosse ein, und verschaffte ihm, in wenig Tagen, die Stelle eines Hofmeisters bey dem Sohne eines Pfarrers in einem benachbarten Städtchen.

Sebaldus schrieb an seinen Freund Steronymus, um ihm die Unfälle seiner Reise, seine Ankunft, bey
dem

dem Kammerjunker, und seine Beförderung zu melden; bat ihn um Nachrichten von Marianens Aufenthaltsorte, und gieng darauf nach seinem neuen Posten, zum Archidiacon Mackligius ab.

Zweyter Abschnitt.

Der Archidiacon Mackligius hatte weder viel gute noch viel böse Eigenschaften. Er hatte gerade so viel studiret, als er zum Predigen und zum Beichtestehen für nöthig hielt, das heißt, sehr wenig. Er hatte, von seinen Kandidatenjahren an, einen sehr hellklingenden vernehmlichen Tenor gepredigt, welcher der sämmtlichen erbgeessenen Bürgerschaft, sehr gefallen hatte, daher war er auch frühzeitig zum Diacon an einer Kirche seiner Vaterstadt erwählt worden. Mit der Zeit rückte er nicht allein in die Archidiaconatsstelle, sondern ein Edelmann, der die Pfarre eines nahe an der Stadt gelegenen kleinen Fleckens zu vergeben hatte, welche gewöhnlich das Stipendium eines Stadtpredigers war, gab ihm dieselbe, neben seinem Archidiaconate, zu verwalten.

Mackligius hatte, bey'm Antritte seines Amtes, alle Bücher, die man in diesem Winkel-Holsteins für symbolisch

solisch hielt, unbesehen beschworen, und was in der
 besondern Formula committendi dieses Städtchens von
 ihm verlangt wurde, ohne Umstände unterschrieben.
 Er war dabey sehr beruhigt, weil er nunmehr, durch
 einen heiligen Eid, der Mühe überhoben zu seyn
 glaubte, über die sämmtlichen in den symbolischen
 Büchern enthaltenen Lehren weiter nachzudenken.
 Er wußte zwar wohl, daß es noch erlaubt sey, diesel-
 ben in der Absicht ferner zu untersuchen, um mehrere
 Beweisegründe dazu aufzufinden; er fand aber weis-
 lich für gut dieses zu unterlassen, weil er gar nicht
 einsehen konnte, wozu noch mehrere Beweisegründe
 nöthig seyn sollten, da alle Geistlichen, durch einen
 schweren Eid, sie zu lehren verpflichtet waren, und
 da man, seit mehr als hundert Jahren, in den
 Marksländern kein Beispiel wußte, daß ein Lape
 einen Zweifel darüber gehabt hätte; auch im unvor-
 mutheten Falle leicht abzusehen war, daß man einen
 solchen, durch Versagung der Absolution und Wege-
 weisung vom Abendmahl, genugsam würde im Zau-
 me halten können. Er hielt sich also im Gewissen
 verbunden, die Zweifel, die ihm zuweilen, obwohl
 sehr selten, aufstießen, denen zur Verantwortung zu
 überlassen, von denen er war verurtheilt worden. Da
 er nun also bloß zu lehren, nicht aber zu untersuchen
 hatte

hatte, so konnte er sein Amt beynahe ganz mechanisch ausüben. Die Zeit, die ihm davon übrig blieb, brachte er, zur Noth, mit Gräben und Pflanzen in seinem Pfarrgarten zu; denn er war ein großer Kenner und Liebhaber von allen raren Nelkenarten und Tulpenzwiebeln; und zog sie in großer Vollkommenheit. Eine unverdächtige Beschäftigung. Denn man will bemerkt haben, daß die Liebhaber derselben weder in der Kirche noch in dem Staate Unruhen zu erregen pflegen. Er hielt auch viel auf Federvieh, welches er täglich selbst zu füttern, und seine tolligen Hühner, eine nach der andern, beym Namen zu schreyen pflegte. Daneben hatte er auch einen schönen Taubenschlag, der ihm manche halbe Stunde vertrieb. Bibelfest war er sehr, und konnte bey aller Gelegenheit Sprüche anführen; welches ihm, wenn sich der Inhalt auch gar nicht zur Sache schickte, sondern nur etwan ein Wort einen ähnlichen Klang hatte, nicht unerbaulich schien. Sonst las er eben nicht sonderlich viel Bücher, und weil er meist aus dem Stegereife predigte, so kam auch das Schreiben selten an ihn, außer, daß er akkurate Listen von allen bey ihm beichtenden Kommunikanten hielt, und selbige wöchentlich nachtrug. Er hatte sie in so guter Ordnung, daß er mit Einem Blicke übersehen

stern konnte, wer in dem vorigen Vierteljahre nicht gebelchert hatte. Ein solches Belchkind zeichnete er sich an, um, so bald sich thun ließ, bey demselben einen Hausbesuch abzustatten; wobey er denn, gegen die Verächter der Beichte ein wenig zu eifern pflegte, weil er wirklich auf diesen Glaubensartikel am strengsten hielt. Sonst that er niemand etwas böses; und ob er gleich, wenn es sein Evangelium mit sich brachte, auch von der Kanzel weidlich auf die Sünder zu schelten wagte, so war er doch, im gemeinen Leben, ein ganz ungänglicher Mann, der, wenn sich jemand an ihm wendete, gern mit Rath an die Hand gieng, auch zuweilen mit That, nur nicht mit Gelde, welches, wie wir der Wahrheit zur Ehre bekennen müssen, dem ehrlichen Mactigtus ziemlich fest ans Herz gewachsen war.

Eben auch die Begierde, seine Einkünfte nicht zu vermindern, bewog ihn, den Sebaldus in sein Haus zu nehmen, und der Unterricht seines Sohnes war eigentlich nur eine Nebensache. Denn da Ehrn Mactigtus der heilsamen alten Meinung war, daß man auf Schulen die menschlichen Studien, (humaniora) das heißt, bloß Wortkenntniß treiben müsse, daß hingegen die wenige Sachenkenntniß, die ein Theologe braucht, sehr süglich bis zur Universi-

ist verpart werden könnte: Es bestand die Unterrech-
 tung des jungen Heinz Mackligius beynahé bloß
 darin, daß er wechselweise ein Pensum aus Dieto-
 rici Institutionibus catecheticis, aus Rhonii Grammatica
 Latina, und aus Welleri Grammatica graeca auswendig
 lernen mußte, und nebenher ein wenig Hebräisch buch-
 stabierte. Nun hatte Heinz Mackligius (der, nach
 dem, was man in frühen Jugendjahren an ihm be-
 merkt hat, zu urtheilen, gewiß noch ein Pfeller der so-
 thodoxen Kirche werden muß,) eine so glückliche Ge-
 be, Regeln, die er nicht verstand, auswendig zu
 lernen, daß er seinem Lehrmeister beynahé gar keine
 Mühe machte. Sein Vater hatte daher dessen Un-
 terricht, neben seinem Predigtamte, Gartenbau und
 Hühnerfütterung, ganz gemächlich abwarten können;
 würde also auch wohl nicht daran gedacht haben, für
 denselben einen Hofmeister anzunehmen, wenn ihm
 nicht, bey herannahenden Alter, das Predigen in sei-
 nem Filiale allzubeschwerlich geworden wäre. Der
 Weg war weit, und wenn er, nach geendigter Pre-
 digt, in der Sakristey den Klingbeutel ausschüttete, so
 schien er ihm nicht halb bezahlt zu seyn. Er ward
 darüber so verdrößlich, daß er einst das Filial ganz
 aufgeben wollte. Nachdem er aber überlegt hatte,
 daß die Artikel des Beichtgeldes, der Taufen, Trauun-
 gen

gen und Beerdigungen, in der Haushaltung ein Loch machen würden, ungerechnet noch die Käse und Butter, nebst den fetten Hammeln und Gänzen, woran die gottseligen Marschlandsbauern ihren Seelenbitten keinen Mangel leiden ließen: so ward er ganz unruhig, und wußte nicht, wozu er sich entschließen sollte.

Endlich fiel er auf den glücklichen Einfall, daß er einen Hofmeister für seinen Sohn annehmen, und denselben die sonntäglichen und meisten festtäglichen Predigten im Fittale auftragen wollte. Die Einkünfte des Klingebeutels dachte er ihm zum Hofmeistergehalte anzuweisen, das Beichtgeld hingegen, nebst den Taufen, Trauungen und Leichengebühren, behielt er sich selbst vor. Auf diese Art hatte er klaren Vortheil. Er wählte den Unterricht seines Sohnes, und die beschwerlichen Fittalpredigten, von sich ab, und doch wurden seine Einkünfte nur um etwas sehr wenig vermindert.

Dieses sehr wenige war indessen, nebst freyer Wohnung und Kost, für den genügsamen Sebaldus ganz hinlänglich. Er trat also sein doppeltes Amt mit herrlicher Zufriedenheit an, unterwies seinen Zögling, und predigte jeden Sonntag fleißig. So lebte er einige Wochen lang sehr geruhig, bis ein kleiner Um-

Rand seine Ruhe führt, und in dem ganzen Städtchen einen unvermutheten Kumor erregte.

Dritter Abschnitt.

Es hatten damals die Herren Landprediger, zwei Meilen in die Runde um dieses Städtchen, ein sehr nützlichcs Institut angefangen, das wir allen Landpredigern, innerhalb und außerhalb Hofstein, zur Nachahmung höchlich anrathen wollen. Es ist ein sehr gemeiner, und sehr oft nicht ungegründeter Vorwurf, den man den Landpredigern macht, daß sie auf dem Lande selbst zu Bauern und Kossäthen werden, und gänzlich vergessen, daß sie Gelehrten sind. Die Hauptursach davon ist wohl, daß sie, außer etwan auf Synodalversammlungen oder auf Wittwenkassenberechnungen, selten zusammenkommen. Sie erfahren daher nichts von dem, was in der gelehrten Welt vorgehet, und verlieren also alle Lust, sich um gelehrte Sachen zu bekümmern, die ganz außer ihrem Gesichtskreise liegen.

Diesem Uebel vorzubeugen, war, auf Veranlassung des jüngsten Diakons in der Stadt, Ehrs Pypsinvenius, unter den sämmtlichen Landpredigern dieser Diöces die Verabredung genommen worden, daß

daß sie, besonders im Sommer, alle Freytage Nachmittags zur Stadt kamen. Sie ließen sich zuvörderst sämmtlich baldieren, auch sollen sie wohl, unter der Hand, Dispositionen von vorjährigten Predigten gegeneinander ausgewechselt haben, die dadurch auf dieses Jahr wieder brauchbar wurden. Alsdann begaben sie sich zu Ehen Popsndovenius, wo sie die neuen Stücke der Hamburgischen Nachrichten aus dem Reiche der Gelehrsamkeit allemal auf dem Tische fanden. Wenn diese gelesen, und darüber diskutiert worden war, so wurden wohl, wenn es die Zeit erlaubte, noch andere neue oder nützliche Bücher vorgelesen: z. B. des Hrn. D. Heins patriotischer Medicus, die in Bügow herauskommende Sammlung vermischter Schriften des fleißigen Hrn. Reinhard, verschiedene Deutsche Schriften des Hrn. D. Crussus, als, der Gnomon, oder Zeiger zum richtigen Verstande des Propheten Jesaias, der Plan der Offenbarung Johannis, die Prophetische Theologie u. a. m. desgleichen einige aus Rudolstadt eingeschickte Einladungsschriften des Hrn. Direktor Ulrich, oder Leichenpredigten des Hrn. Inspektor Biel, die neuesten Lateinischen Verse der Hamburgischen Gymnasisten, auch wohl einige ungedruckte neue energetische Entdeckungen des Hrn.

Ericksen in Storkow, oder neue dogmatische Erinnerungen von Hrn. Paulsen in Wedel, oder neue politische Remarken und Epigrammen von Hrn. Westphal in Tönning.

Wenn dieses vorbei war, wurde um sechs Uhr, damit die fremden Gäste beyzeiten nach ihrer Heimath zurückreisen konnten, gegen eine gefetzte Zechen von sechs Lübschillingen, eine Abendmahlzeit von Holsteinischem Rauchfleisch und Schackwürsten, nebst gutem alten Cutiner Biere, aufgetragen. Dabey erzählte sich die Gesellschaft fröhlich, und jeder der Gäste erzählte dann, was an seinem Orte merkwürdiges vorgefallen war. Jubelhochzeiten, Zwillinge, oder Drillinge, Käber mit sechs Füßen, oder Hunde mit zwey Köpfen; Mordgeschichten und Hagelschaden, wurden nicht leicht übergangen. Eine Neuerung in der Lehre oder in der Kirchenzucht aber durfte kaum irgendwo ausdrucken, so ward sie unfehlbar in dieser Versammlung angezeigt, die auswärtigen herzlich beaufset, die inländischen aber, (die freylich sehr selten vorkamen,) zur Ahndung empfohlen. Durch diese Anstalt ward die Keintigkeit der Lehre in diesem ganzen Kirchsprengel nicht wenig befördert; denn Chri Popsndvenius erug das, was in der Versammlung berichtet worden war, jederzeit den folgenden Sonntag, nach geordn-

ter Vesper, dem Kirchenprobste Ehrn D. Dudeswustus zu, der denn, nach Beschaffenheit der Umstände, die weisesten Maßregeln nehmen konnte.

Einft berichtete auch, in dieser Versammlung, einer der Landprediger, Ehrn Saursruutenius, daß sein Schulmeister, ein Leinweber, und seiner wachsammer Mann, der die symbolischen Bücher ad unguem angewendig wisse, am vergangenen Sonntage in dem Hause Ehrn Macklign, von dessen Informator eine Predigt gehört habe, worinn behauptet worden, daß man die Christen von andern Religionsparteyen als seine Brüder lieben müsse. Ehrn Saursruutenius setzte für sich hinzu, hieraus würde folgen, daß man auch die Calvinisten als seine Brüder lieben müsse, welcher Satz, bey ihligen Umständen, um so viel bedenklicher sey, da ja bekanntlich, aller Vorstellungen Rev. Ministerii ungeachtet, verschiedene Calvinische Tuchmacher in der Stadt das Bürgerrecht erhalten hätten, zum großen Schaden und Aergeruß der alt evangelischen Einwohner, die noch wohl wohnen in Hütten und Keller weichen, oder gar des Wanderstab ergreifen müssen, wenns so fortgiengte. Noch wolle der Schulmeister erzählen, der Informator habe auch gepredigt, Gott sehe aufs Herz, und nicht auf die Lehre; man müsse daher auch tugend-

hafte Juden und Heiden nicht geradezu verdammen., Er Suerstrentius aber, wolle, wels gar zu arg seyn wüßte, der Christlichen Liebe gemäß, glauben, der Schulmeister könne auch hierinn wohl falsch gehört haben.

Die Gesellschaft gieng auseinander. Aber diese Nachricht wurde, wie gewöhnlich, den folgenden Sonntag von Ehren Pypndovenius dem Kirchenprobst D. Puddewustius, wieder erzählt. D. Puddewustius schüttelte ziemlich den Kopf, fragte nochmals nach den Umständen, und schüttelte wieder. Er rieß manches Hum und Hem aus, legte zwey oder drey mal den linken Zeigefinger an die Nase, und, nach reifer Ueberlegung, entschloß er sich, bey dem Archidiaconus Ehren Macligtius nähere Anfrage zu thun.

Um bey der nähern Untersuchung dieser wichtigen Angelegenheit desto weniger Aufsehen zu machen, besuchte der Probst und der Diacon den Archidiacon den Montag nach Fische, als ob es nur von ungelehr im Vorbeygehen gekche. Sie fanden ihn im Garten, in Kamisole, eine alte Nachtmüße auf dem Kopfe, und eine Schürze vorgebunden, die Spalte in der Hand, beschäftigt, den vorher auf ein Salzfäß ausgebreiteten Dünger, unterzugraben.

Der

Bey der unvermutheten Ankunft des Probstes war zwar der Archidiacon ziemlich betroffen, er holte aber gar bald aus dem naheliegenden Gartenhause eine gedächte baumwollne Perücke, nebst einer alten Summarie, die ihm im Hause statt eines Schlafrocks diente, so daß es, weil der Kirchenprobst sehr langsam einhergieng, und der Archidiacon sich sehr geschwind umzog, nicht lange währte, bis letzterer im Stande war, seinen geistlichen Obern zu empfangen.

Nach den ersten Bewillkommungskomplimenten, nachdem die Materie vom schönen Bette abgehandelt, und die Nachfrage nach dem Flusse in der Schulter und den Rückenschmerzen, denen Sr. Hochwürden den zuweilen unterworfen waren, geendigt war; kamen die Klagen über die schlechten verderbten Zeiten, bey welchen die in der Stadt angeführten Kaplinischen Tuchmacher erwähnt wurden; und hiervon kam D. Paddewustius ganz natürlich auf die Predigt, die Sebaldus von der Liebe gegen Mitglieder anderer Religionsparteyen sollte gehalten haben. "Ehren Macfligius war über den Inhalt derselben nicht wenig bestürzt. Er versicherte, daß er an keinem seiner Hausgenossen solche irrige Lehre leiden würde. Er wolle sogleich den Informator rufen lassen, daß er sich selbst in Gegenwart Sr. Hochwürden verant-

Worte. Der Probst aber wollte dieß nicht gestatten, damit es nicht erwan in der Stadt ein Aufsehen geben möchte. Er ermahnte nur Ehrs Macalligum, seinen Informator in geheim zu vernehmen, ob er wohl wirklich so gelehrt habe, und ihn für fernere Neuerungen in der Lehre ernstlich zu warnen, in weitem Uebertretungsfall aber ihn ganz abzuschaffen. Er versicherte, aus der Erfahrung zu haben, daß die Hecceviehsenche durchs Todschlagen der kranken Häupter, und die Heterodoxie durch Ablesen und Wegschaffen der irrigen Lehrer am sichersten vertilgt werden, und daß, in beiden Fällen, alle anderen Mittel zu weitläufig und überdieß zu unkräftig wären. Hiermit nahmen die beiden Gäste Abschied.

Vierter Abschnitt.

Macalligum ließ den Sebaldus sofort rufen, und fragte ihn über den Inhalt seiner am Sonntage vor acht Tagen gehaltenen Predigt. Sebaldus läugnete nicht, daß der Inhalt so gewesen, wie ihn der Küster angegeben hatte. Der Archidiaconus erkaunte zwar nicht wenig, weil er aber sonst mit seinem Informator wohl zufrieden war, und auf solche Bedingungen nicht so bald einem andern zu erhal

erhalten hoffen könnte, so gab er sich die Mühe, die er sich sonst nicht leicht gab, einen Versuch zu machen, ihn zu überzeugen, daß er sich auf einer gefährlichen Lehre habe betreten lassen, der er nothwendig absagen müsse.

Sch. Und was ist an dieser Lehre verwerfliches? Gebietet uns nicht die Schrift, unsern Nächsten zu lieben, als uns selbst? Ist davon derjenige unserer Nebenmenschen ausgenommen, der in Glaubenssachen anders denkt, als wir?

Maat. Dieß will ich nun freylich eben nicht sagen; nur dünkt mich, in Absicht auf die Sektirer ist nur *arrisparre* gesagt, daß sie unsere Nächsten seyn sollen. Wir mögen sie immer lieben, wenn sie nur weit weg sind. Wenigstens in dieser guten Stadt ist es nun einmal der Grundverfassung gemäß, daß nur bloß rechtgläubige Lutheraner darinn wohnen können, und dabey muß man fest halten. Es ist also hier sehr bedenklich, zu predigen, daß man die Irrgläubigen lieben soll; denn wenn sie erst wissen, daß wir sie lieben, so werden sie auch bey uns wohnen wollen. Da gehts denn immer weiter. Dann würden auch symbolische Bücher kaum mehr helfen, und es würde keine Einigkeit und Reinigkeit der Lehre mehr da seyn. Haben sich nicht so bey uns die Calvinischen

Luch

Luchmacher eingeüßelt? Was half das Widerstehen? Selbst der billige Vorschlag wurde verworfen, daß jede Kalvinistische Feuerstelle dem Pastor ihres Kirchspiels jährlich einen Portugaldfer abgeben sollte, weil doch sonst die Jura Stolz litten, indem auf demselben Flecke ein rechtsidantiger Lutheraner hätte wohnen können. Ach! lieber Herr Magister, bey der einmal festgesetzten Grundverfassung muß man halten, es geht sonst nicht.

Seb. Und doch steht von solchen Grundverfassungen, die unsern Nebenmenschen nicht die Luft abzuwehen wollen, im ganzen Neuen Testamente nicht ein Wort. Jura Stolz, symbolische Bücher, und dergleichen Dinge mehr, sind auch darinn nicht geboten.

Viel Disputirens war Mackligius Sache nicht. Er wollte sich also weiter nicht auf Gründe einlassen, sondern rief nur ängstlich ans: „Die Grundverfassung unsrer Stadt ist einmal nicht zu ändern. Auf die symbolischen Bücher sind wir auch verpflichtet. Was muß keine Neuerungen gestatten. Die Verbindung ist einmal unverbrüchlich festgesetzt, und eidlich bestätigt, daß wir bey der alten Lehre bleiben, und uns jeder fremden Lehre standhaft widersehen wollen; und nun kann man nicht wieder untersuchen, sondern die Sache muß ganz und gar ihr Verwe-

Bewenden haben. Wir können nun einmal keine
 ,Irlehrer, Calvinisten u. d. gl. bey uns haben, also
 ,muß man auch nicht lehren, daß man sie lieben mußf.

Sebalduß mochte immer einwenden, die Vernunft
 sage uns, eine ungerethene Verfassung könne gar wohl
 verändert werden, und eine Verbindung, die sich auf
 Unwahrheit stütze, könne nicht verbindlich seyn. Ver-
 gebens! Mackligius blieb dabey, daß, wenn man eine
 Verbindung einmal eingegangen sey, man dabey
 fest verharren müsse, sie sey beschaffen, wie sie wolle.
 Auf die Vernunft müsse man in Glaubenssachen über-
 haupt gar nicht achten. Man müsse sich dem fügen,
 was die Vordältern festgesetzt haben; und so drang er
 dem Sebalduß einen Handschlag ab, daß er ferner
 solche Lehren, die den Irrgläubigen könnten vorthell-
 haft seyn, gar nicht predigen, sondern sie lieber ganz
 mit Stillschweigen übergehen wolle.

Einige Tage darauf sollte im Filiale ein Kind eines
 Schiffers, getauft werden. Mackligius gieng mit dem
 Sebalduß hinaus. Als der erstere an den Taufstein
 trat, erblickte er einen Pachen, den er nicht kannte.
 Er ließ ihn in die Sakristey treten, um sich näher zu
 erkundigen, und erfuhr, zu seiner nicht geringen Ver-
 stürzung, daß er ein reformirter Kaufmann aus Bre-
 men

men sey. Mackligius sagte ihm darauf gerade heraus, er könne ihn nicht zum Taufzeugen annehmen, weil Rev. Ministerium noch kaiserlich sich verbunden habe, niemals einen reformirten Pather bey irgend einer Taufe zuzulassen. Der Kaufmann wunderte sich hierüber nicht wenig; der Schiffer, dessen Neudeck der Kaufmann war, und dem zu gefallen er ausdrücklich von Bremen über die Elbe gekommen war, erschrak sehr. Man suchte den Mackligius zu überreden, man ward hitzig; aber er war unbeweglich.

Der Kaufmann faßte sich endlich, und sagte: Wollen Sie mir nicht erklären, Herr Pastor, was bey einem Taufzeugen das Wesentliche, und was dabey das Zufällige ist?

Ich merke schon, rief Mackligius, daß Sie etwas von Mistreidungen, von Adiaphoris, schwätzen wollen; das gehört aber gar nicht hieher.

Nicht doch! versetzte der Kaufmann, vom Wesentlichen und Außerwesentlichen wollen wir reden. Weinen Sie nicht, das Wesentliche eines Taufzeugen sey, daß er bezeuge, wenn es nöthig ist, daß das Kind getauft worden, und daß er, in Ermangelung der Aeltern und Vormünder, für des Taufzuges Erziehung Sorge?

Mackligius konnte dieß nicht läugnen.

Und nun! fuhr der Kaufmann fort, ist nicht das Opfer, das ins Becken geworfen wird, etwas zufälliges?

Macfligius, nach einigem Stocken, brachete es.

Oh! sagte der Kaufmann, hören Sie also einen Vorschlag zum Vergleiche: Ich will, weil es denn Rev. Ministerium nicht anders haben will, allen wesentlichen Pflichten eines Taufzeugen entsagen. Ich will jedermann in Ungewißheit lassen, ob das Kind getauft worden; ich will mich hüten, für seine Erziehung zu sorgen, und wenn es auch Vater und Mutter verlieren, und von seinen Vormündern verlassen werden sollte. Kann mir denn nun wenigstens nicht erlaubt werden, das Zufällige eines Taufzeugen zu betrachten, und, nach vollbrachter Handlung, diese Dukaten ins Becken zu opfern?

Macfligius war in keiner geringen Verlegenheit. Endlich bewog ihn die Distinktion des Kaufmanns, und das Bitten des Vaters, für diesmal einen reformirten Taufzeugen zuzulassen.

Raum waren sie wieder zu Hause angekommen, so rückte ihm Gehaldus vor, daß er nicht nach seinen eignen Grundsätzen handle. Denn, wenn eine feyerliche Verbindung unverbrüchlich müßte gehalten

wer

werden, so würde er Unrecht haben, wider dieselbe, einen reformirten Taufzeugen anzunehmen.

Ja! rief Mackligius, ein wenig verlegen, dies war eine Ausnahme. Zudem sahe ich wohl, der Bremer war ein ganz guter Mann, der sich gerade bey uns nicht wird niederlassen wollen.

Seb. Ey! nun sey Gott Dank! Wenn nur Ein Mitglied einer andern Konfession ein guter Mann ist, so mögens auch wohl mehrere seyn. Ich kann also auch wohl eine Ausnahme von dem Ihnen gethanen Versprechen machen; denn warum sollten wir solche gute Leute, wie der Bremer Kaufmann und seine Glaubensgenossen sind, nicht lieben? —

Mackl. Herr Magister! Ich bitte Sie sehr, fangen Sie ja nicht wieder an, so zu predigen; Sie können sonst sich und mich unglücklich machen. Wozu wollen wir denn die Calvinisten, und dergleichen Leute, so sehr lieben? Im Lande dürfen sie sich doch nicht weiter ausbreiten, als sie leider! bereits gethan haben; denn es muß Ein Glaube, Ein Hirt und Eine Herde im Lande seyn, sonst kommt alles in Unordnung.

Seb. O! damit schrecken Sie mich nicht! Ich komme eben jetzt aus dem Brandenburgischen, wo Menschen von zwanzigerley Religionsgestimmungen
weiß

steht ganz friedlich neben einander leben; und wenn sie sich ja zuweilen ein wenig zanken, so bleibt doch alles im Staate in sehr guter Ordnung. Lassen Sie uns nur nicht wäghen, daß alle Wahrheit bey unsrer Religionspartey zu Hause sey; lassen Sie uns vielmehr untersuchen, ob diejenigen, die wir für Irlehrer halten, nicht mehr Wahrheit indgen gefunden haben, als wir, und dann merken wir viel leicht, daß wir sie verehren und lieben müssen. Ich wiederhole nochmals, lassen Sie uns untersuchen, und lassen Sie uns keine Verabredung, kein Lehrgebäude, kein symbolisches Buch aufhalten, wenn wir Wahrheit suchen und finden können.

Macl. Ach! mein lieber Herr Magister! Sie wollen doch immer so viel spekuliren! Diese Sacht indgen Sie wohl aus dem leidigen Brandenburgischen Lande mitgebracht haben. Da solls arg zugehen; da soll alles voll Kotten und Sektten seyn. Das kömmt her von dem unchristlichen Vernünfteln! Da wird immer einer an dem andern irre! Und wenn denn einem auch hin und wieder ein Zweifel einfällt, so ist ja besser, man unterdrückt ihn gleich. Dies ist viel kürzer und besser, als daß man davon viel Redens macht, darüber denn andere auch irre gehen. Nein! lassen Sie uns immer die Lehrformeln und die symbolischen Bücher

in Ehren. Sie sind, aufs wenigste gerechnet, ein nothwendiges Uebel. Da ist ja so vieles in der Bibel, aus dem man sich sogleich nicht finden kann, und man würde seine ganze Lebenszeit untersuchen müssen, was man glauben soll, wenns nicht in der Augsburgerischen Confession vorgeschrieben wäre.

Seb. Schön! Aber dieß ist eben dasselbe Argument, das die Katholiken für die unfehlbare Autorität der Kirche anführen. Wir selbst können, sagen sie, die Bibel nicht hinlänglich erklären, dieß thut die Kirche für uns; darum müssen wir glauben, was die Kirche glaubt. Also hätten wir bey der Reformation nur Eine Unfehlbarkeit mit der andern verwechselt, der wir blindlings trauen wüßten. Wenn also der Pabst die Augsburgerische Confession gemacht hätte, so würden Sie, Herr Pastor, ohne Bedenken ein Papst seyn.

Macl. Behüte mich Gott! was reden Sie? Herr Magister! Herr Magister! Sie wissen ja, daß ich der ächten ungeänderten evangelischen Lehre zugehan bin.

Seb. Ja! dem Buchstaben nach, aber nicht dem wahren Geiste nach. Eine blinde Unterwürfigkeit unter die Aussprüche der geistlichen Obern ist nicht der wahre Geist des Protestantismus. Von

der Lehre, die wir glauben sollen, müssen wir überzeugt seyn, und um davon überzeugt zu seyn, müssen wir sie untersuchen. Die bloße blinde Annehmung einer Lehre, weß sie in einem Buche verzeichnet ist, es mag dieß Buch Bibel, symbolisches Buch, oder wie man sonst will, heißen, ist keine sichere Ueberzeugung. Sollen wir überzeugt werden, so müssen wir untersuchen, und weß dann, wann wir durch vernünftige Untersuchung von einer Wahrheit überzeugt sind, kann sie moralische Wirkungen veranlassen.

Wacht. Aber, Herr Magister! wohin würden wir können, wenn wir erst von neuem anfangen wollten zu untersuchen? Müßte man da nicht sein ganzes Lebenlang studiren! zumal zu unsern thigen letzten betribten Zeiten, da, wie man aus den Hamburgischen Nachrichten zuwellen siehet, an der Ober-Globe so viele neuerungsgüchtige Leute sind, die nichts thun wollen, als untersuchen, die uns eine ganz neue Theologie, ja sogar eine ganz neue Bibel machen wollen. Ja wahrhaftig! eine neue Bibel. Da schickt mir der Postmeister neulich mit den Zeitungen einen Bettel, daß ich 234 Wrtl. auf eine Bibel pränumeriren soll, die einer in England, (ich glaube der Mensch heißt Kemnitz,) will drucken lassen. Ja! das Gott erbarm! 234 Wrtl. in diesen schweren Zeiten! Und da sollen in

dieser Bibel viele-tausend Stellen ganz anders seyn, als in unserer Lutherischen Bibel. Man sehen Sie einmal selber, was das für eine Verwirrung in unserm guten Holsteia geben würde, wenn man nicht schon wüßte, was man zu glauben hätte.

Seb. Ich habe von dieser Bibel auch gehört; ich glaube aber, sie wird ganz und gar keine Verwirrung anrichten. Sie kann vielmehr einen sehr großen Nutzen haben. Denn wenn die Theologen, wie es nicht unterbleiben wird, über die Menge der Varianten, die der arbeitsame Engländer, für seine funfzigtausend Pfund Sterlings, zusammengelesen hat, sich hundert Jahre lang werde müde disputirt haben, so wird man endlich wohl einsehen, daß die Glückseligkeit des menschlichen Geschlechts, die Gott bey seiner Offenbarung zum Zwecke gehabt haben muß, nicht auf Schreibfehlern und Varianten, Nachmassungen und Wortklaubereyen beruhen könnte. Also, auch von dieser Untersuchung über Varianten will ich niemand abschrecken. Ich glaube, die wahre Religion könne und werde die strengsten Untersuchungen von aller Art aushalten; darum mag man in Gottes Namen fortfahren, alle Meinungen der Menschen zu sichten, und den Weizen von der Spreu zu sondern.

Macl. Ich rief sehr erschrocken: Stein! nein! die Menschen müssen nicht zu vorwitzig seyn. Wenn wir nicht der Untersuchungsucht ein Ziel setzen wollen, wer weiß, wohin wir noch gerathen können; da können wir noch Enkretisten und Indifferentisten, ja endlich gar Naturalisten werden.

Seb. Ich glaube nicht, daß uns die Untersuchung so weit führen werde, aber ich, für meine Person, folge dem Wege zur Wahrheit ganz gelassen, wohin er mich auch führet, ohne mir ein Ziel zu stecken, wo ich aufhören will.

Macl. Ach! mein lieber Herr Magister! ich will lieber bleiben, wo ich bin, als mich so weit wagen. Ich werde gar zu unruhig, wenn ich an solche Dinge denke: darum vermeide ich sie lieber, und das thun Sie nur auch.

Seb. Wenigstens will ich niemand zureden, hienun weiter zu gehen, als ihm seine Neigung führet. Indessen erhellet aus allem diesem wenigstens so viel, daß wir uns die Unfehlbarkeit in Glaubenssachen nicht zusignen können, daß wir die, die darüber anders denken, lieben dürfen, und toleriren müssen.

Macl. Ja! ja! toleriren ist auch viel kürzer, als wenn man so viel untersucht. Wir wollen sie, wie Sie ganz recht sagen, lieber toleriren. Indessen,

um wieder aufs vorige zu kommen; thun Sie mirs
 immer zu gefallen, und predigen nicht ferner davon,
 daß man sie lieben müsse. Sehen Sie, wir haben
 hier in unserer Stadt unsere besondere Verfassung;
 und dann ist bedenklich, wegen der Meinung mit
 den Calvinischen Lehramtern.

Seb. Sehr gern! Ich habe überhaupt nicht ge-
 glaubt, daß die Lehre, die ich predigte, so neu wäre, daß
 dadurch Aufsehen erregt werden könnte; ich meinte nur,
 eine schon bekannte nützliche Lehre weiter einzuschärfen.
 Freylich! wenn die Ermahnung, unsere Brü-
 der von andern Konfessionen mehr zu lieben, den Er-
 folg haben sollte, daß man sie mehr haßte, so ist
 besser, ganz davon zu schweigen.

Maclignus gab ihm von ganzem Herzen darinn
 Recht, daß Schweigen hier das beste wäre, und ver-
 sicherte ihn, er lenne die rechtgläubigen Holsteiner,
 und wisse gewiß, daß die Ermahnung, die Calvinisten
 zu lieben, bey ihnen nur mehr Haß zuzubringen
 werde. Der ehrliche Sebaldus besetzete eine so un-
 christliche Gemächtsverfassung, und gerieth in ein Loß
 einer wahren Christlichen Toleranz, und Maclignus,
 wohl zufrieden, daß er nur den Hauptpunkt, wegen
 des Predigens, von ihm erlangt hatte, stimmte ihm
 in allem bey. Sebaldus sagte viel schöne Sachen dars
 über,

aber, daß sich die Christen über allerhand Meinungen, die doch nicht ausgemacht wären, und auch wohl nicht ausgemacht werden könnten, nicht unchristlicher Weise hassen, sondern sich vielmehr recht christlicher Weise vertragen sollten, und Maccligius sagte ja! einmal über das andere.

Indem sie in diesem Gespräche begriffen waren, trat ein Jude aus Mundsburg in das Zimmer, welcher beyrn Maccligius Geld anzusehen und sonst zu handeln pflegte. Beide hatten sich, durch die schönen Träume von Christlicher Toleranz, die Einbildung so erhitzt, und das Gemüth in eine so selbstgefällige wohlthätige Lage gebracht, daß sie sich stark genug fühlten, dieses Juden Bekehrung zu versuchen. Maccligius bewies ihm mit starken Gründen, daß der Messias schon gekommen sey. Der Jude versetzte, es könne sehr wohl ein Messias gekommen seyn, nur nicht der Messias der Juden, wofür er zum unwiderleglichen Grunde anführte, daß widrigenfalls er, der Jude, ein vornehmer Mann seyn müßte, hingegen Maccligius vielleicht würde alte Kleider kaufen und Zerbster Drittel einwechseln müssen. Sebaldus hielt sich an das himmlische Jerusalem; der Jude aber wollte nur vom irdischen Jerusalem hören, wohin alle Juden in der Welt, wie er gewiß glaubte

glaubte, noch einst wieder verdammt werden. Als
drey wurden sehr hitzig. Endlich brach der Jude
kurz ab, sagte, wenn der Hr. Pastor heute nichts
zu handeln habe, wolle er ein andermal wieder
kommen, und gieng zur Thür hinaus. Mackligius
schalt nicht wenig über den blinden und verstockten
Juden. Gebaltius saß eine Weile, den Kopf auf
den Tisch gestützt; endlich schlug er sich an die Brust
und rief aus:

„Ach! er ist ein Mensch, wie wir, glaube von sei-
ner Meinung überzeugt zu seyn, wie wir, die ihn
mit sich zufrieden macht, wie uns die unsrige. Lassen
Sie uns, dem barmherzigen Gotte gleich, der uns
alle erträgt, unsre Toleranz nicht nur auf alle Chri-
sten, sondern auch auf Juden und alle andern Nichts-
christen ausdehnen.“

Fünfter Abschnitt.

Indessen hatte der Vorfall mit dem reformirten
Taufzeugen in der Stadt kein geringes Auffe-
hen gemacht. Der Pastor Ehren-Bl. Wulkenkrae-
genius predigte wider einen solchen grundstürzenden
Irrthum, in den Vormittagspredigten, und der Ara-
bidakon Ehren Mackligius, ob er gleich sonst am
Streb

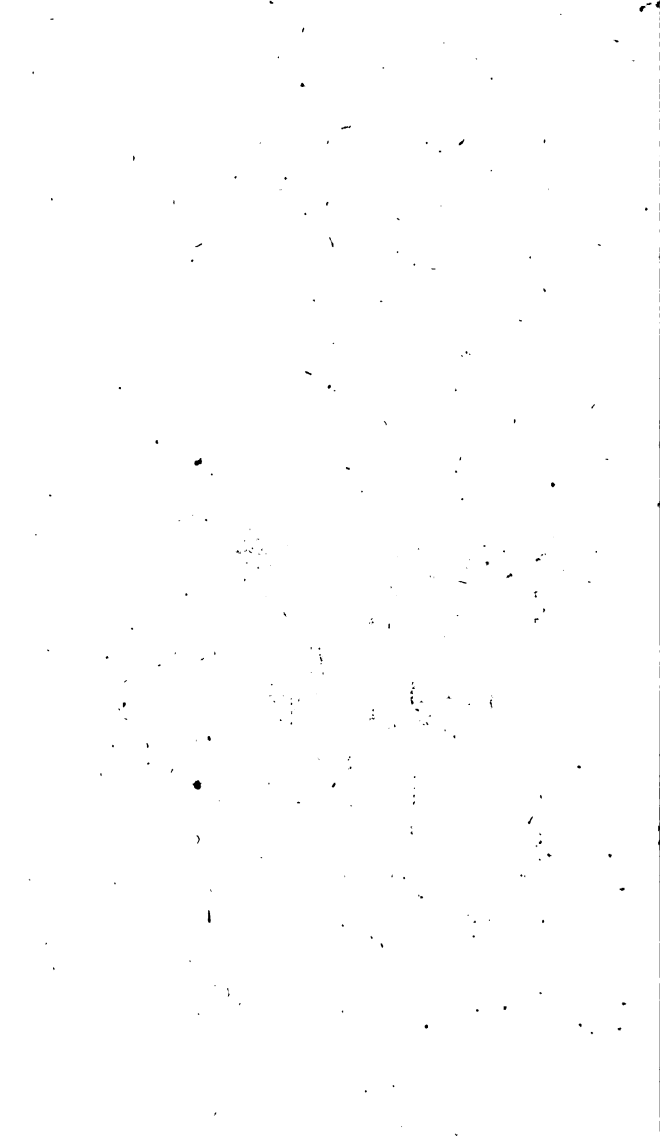
Streiten keinen Gefallen hatte, war doch, da seinen
 Weichkindern seine Keinigkeit in der Lehre verdäch-
 tig zu werden anfing, genöthigt, sich in den Nach-
 mittagspredigten zu vertheidigen. Die Erbitterung
 nahm täglich zu. Das ehrwürdige Ministerium theilte
 sich in zwey Parteyen, davon der größte Theil
 wider Mackligius war, und man faßte einen Mi-
 nisterialschluß, vermittelst dessen sowohl der Archidia-
 kon, als der Informator, wegen falscher Lehre, von
 dem Konsistorium verklagt wurden.

Indessen dieses auf dem Tapete war, starb ein
 reicher Brauer, welcher mit der ganzen Schule,
 mit Bachslichtern und Schildern, und mit einer Lei-
 chenpredigt, begraben ward. Das ganze geistliche
 Ministerium gieng mit zur Leiche. Da war der
 Probst Ehn D. Puddewustius, der Pastor Ehn
 Buhlveddertus, der Pastor Ehn Eic.
 Wulkenkragenius, der Archidiaconus Ehn Weel-
 steerctius, der Archidiaconus Ehn Mackligius, der
 Diaconus Ehn Mag. Slabörderius und der Dia-
 conus Ehn Pypsnövenius.

Ehn Wulkenkragenius hielt eine Leichenpredigt
 von der Bewahrung der reinen Lehre. Er rühmte
 an dem seligverstorbenen, daß er vor den Kalvinis-

Men Gräueln beständig den größten Abscheu gehabt
 habe, und daß die, mit Unrecht der Stadt auf-
 gedrungene, Calvinisten, gewiß würden haben ver-
 bursten müssen, wenn alle andere Brauer, so wie
 er, den weltlichen Vorthell, dem Eifer für die
 Rechtgläubigkeit nachgesetzt hätten. Nach geendigter
 Leichenpredigt und verrichteter Beerdigung, kamen
 sie sämmtlich im Trauerhause zur Trauermahlzeit zu-
 sammen, wo diese Materie wieder vorgenommen,
 und die Indifferentisten, daß man reformirte Tauf-
 zeugen zulasse, sehr bitter gerügt wurde. Ehn
 Weelsteertius nahm sich des bedrängten Mack-
 gius an. Der Streit ward sehr heftig; beide Theile
 schrien so stark, daß kein Theil den andern verstand;
 und weil die ministerialische Partey die heftigste
 und auch die stärkste war, so würde es vielleicht gar
 zu Thätlichkeiten gekommen seyn, wenn nicht die
 Minorität, die ihre Schwäche merkte, sich am Ende
 der Mahlzeit, nach der Hausthür gezogen hätte.
 Doch hatte das Gezänk auch auf der Gasse noch kein
 Ende. Der Pöbel lief zusammen, nahm an dem
 Streite der geistlichen Herren Antheil, und weil dem-
 selben, in seinem Eifer für die Rechtgläubigkeit, eben
 ein Calvinischer Tuchmacher unglücklicher Weise in
 den Weg kam, so ward derselbe, zur Bestätigung der





rechtgläubigen Lehre, mit Füßen getreten, und ihm ein Auge ausge schlagen.

Dieser Vorgang, wobei sich die Regierungskanz ley in Glückstadt, sehr unorthodoxer Weise, der Kalvinisten annahm, und dem geistlichen Ministerium mehrere Berträglichkeit und Behutsamkeit empfahl machte des Maccligius Sache eben nicht besser. Lic. Mulkentragenus, ein cholertischer Mann, der nicht vermindert konnte, daß ihm von der Obrigkeit, die doch nur aus Layen bestand, so ein trockner Beweis gegeben worden, arbeitete eifrig, daß der gute Maccligius ganz und gar vom Amte abgesetzt wer den sollte. Hierinn stand ihm, unter der Hand, Diacon Deyndeventus nicht wenig bey, als welcher, durch den mächtigen Beystand seines Vönners, des Kirchenprobstes D. Puddewantus, in die Archidiaconatsstelle zu rücken dachte. Aber Archidiacon Weelsteertius und Diacon Slabörderius, welche von der Gegenpartey waren, und überdem von der Sakanz, die durch Maccligius Absetzung entstanden seyn würde, keinen Vortheil zu ziehen wußten, brauche

brauchten ihre Bekanntschaften in vornehmen Hän-
 fern, wo sie Hofmeister gewesen waren, dergestalt,
 daß nur bloß aus dem Konsistorium ein Befehl an
 Macktzius ergieng, seinen Informator nie wieder
 die Kanzel besteigen zu lassen, und sich, der Keinzig-
 keit der Lehre wegen, mit einem neuen Elde zu ver-
 binden. Diesen leistete er zwar ungesäumt, aber er
 verlor nichtsdestoweniger sein Filial. Denn der
 Edelmann, der sich für die Keinzigkeit der Lehre hätte
 erstechen lassen, hatte von ihm, durch die heimlichen
 Einblasungen des Diakon Pypsnövenius, sich eine
 widrige Meinung bekommen, daß er ihn weiter auf
 seinem Erbgute nicht dulden wollte, sondern seine
 Pfarre dem Landprediger Ehren Suurswarenins,
 einem ehrbaren konfessionfesten Manne verlieh, zu
 nicht geringem Mißvergnügen des Diakon Ehren
 Pypsnövenius, welcher, da ihm die Archidiaconats-
 stelle zu Wasser geworden, durch die kräftige Re-
 commendation des Kirchenprobsts, das Filial ge-
 wiß nicht zu verfehlen gedachte. Gleich wie man
 aber, leider! mehrere Beispiele hat, d. S. die Kir-
 che der Klüche weichen muß, so war auch hier
 die

die Recommendation des Probstes nicht so kräftig, als die Recommendation der Haushälterinn des Edelmanns, welcher Saurmaudens von ihrer Hofe war empfohlen worden, die da war eine Halbschwester eines Dingschreibers, dessen Mutter Gevatterinn war, von einem Geschwisterkinde der Frau eines Kammerdieners, dessen gnädige Frau eine Kammerjungfer hatte, welche Weichkind war eines Predigers in einer andern Stadt, dessen Kinder, Ehen Saurmaudens eine Zeitlang unentgeltlich unterrichtet hatte. Dies verursachte zwischen Ehen Saurmaudens und Ehen Popsävenius einigen Wortwechsel, und nachher nicht geringe Kalesinnigkeit, welche endlich Anlaß gab, daß die gewöhnliche Freytagsversammlung sich ganz und gar zerfiel. Der Himmel weiß, wie es seitdem mit dem Kenntniß der neuen Litteraturgeschichte, und mit dem Wirten der Landprediger, in diesem Theile Solsteins, beschaffen seyn mag.

• Doch mit dem guten Gedulden war es, auf alle Weise, noch viel schlimmer beschaffen. Da Ehen maudens

Uginus ihn bloß des Fillsals wegen zu sich gekommen hatte, so wußte er ihn nunmehr ferner gar nicht zu gebrauchen, sondern dankte ihn unverzüglich ab. In der Stadt wollte niemand einen Mann unter sein Dach nehmen, der die gottlose Irrlehre gepredigt hatte, daß man alle seine Nebenmenschen, wenn sie auch von anderer Religion wären, lieben müsse. Der Kammerjunker, ein Mann von feiner politischer Weisheit, hielt es seinem guten Benehmen mit verschiedenen Männern, die im Lande ansehnliche Aemter bekleideten, nicht zuträglich, einen Heterodoxen zu beschützen. Sedulius würde als unter freiem Himmel haben verschmachten müssen, wenn ihm nicht der Schiffer, dessen Kind mit einem Reformirten Taufzeugen getauft worden war, freywillig sein Haus angeboten hätte.

Daum war dieses geschehen, so erhielt er von seinem Freunde Hieronymus, auf den er ihn geschrieben Brief, eine Antwort, welche seine Betrübniß mildern machte. Hieronymus hatte sich bey dem Verwalter nach Martinum erkundigt, und
weiter

weiter nichts zur Antwort erhalten, als daß Magistrate, mit Zurücklassung aller ihrer Sachen, die er, für das vom Sebaldus mitgenommene Pferd, zurückbehalten habe, entlaufen sey, niemand wisse wohin.

Diese Nachricht brach dem Sebaldus gänzlich das Herz. Von seinem Sohne hatte er schon seit vielen Jahren keine Nachricht. Seine Tochter war nunmehr auch für ihn verloren, und ihre Aufführung schien seiner unwürdig zu seyn. Er selber hatte nur dem Mitleiden ein Obdach zu verdanken, und er sah keine Aussicht, wie er sein mühseliges Leben auch nur kümmerlich fortschleppen könnte.

Der Schiffer, dem sein Zustand zu Herzen gieng, schlug ihm vor, daß er nach Ostindien, der allgemeinen Zuflucht der unglücklichen Europäer, gehen sollte, und erbot sich, ihn nach Amsterdam, wohin sein Schiff eben absegelte, umsonst mitzunehmen. Dieser Vorschlag ward von dem bekümmerten Sebaldus mit beiden Händen angenommen, der nun nichts mehr hatte, was ihn in diesem Welttheile zurück

zurückhalten konnte. Er nahm schriftlich von Hieronymus, seinem einzigen Freunde, den letzten Abschied, und empfahl ihm, seinen Kommentar über die Apokalypse, bis er aus Ostindien von ihm Nachricht erhielte, in Verwahrung zu behalten. Darauf fuhr er mit dem Schiffer nach Brunsbüttel, wo dessen Schiff lag. Er stieg an Bord, und in wenig Tagen liehreten sie die Amter, erreichten Cuxhaven, und stachen mit gutem Winde in die See.

Ende des sechsten Buchs.

Zuverlässige Nachricht

von einigen

nahen Verwandten

des Hrn. Magister

Sebaldus Rothanker.

Aus ungedruckten Familiennachrichten gezogen.

1913

1913

1913

1913

1913

1913

1913

Der Vater unsers Sebaldus war ein eheliches
Handwebermann, in einem kleinen Städt-
chen in Thüringen, der durch Fleiß und Sparsam-
keit ein Vermögen von einigen hundert Thalern er-
worben hatte, und in solches Ansehen kam, daß er
zum Rathmanne und zum Vorsteher des Gottesge-
stons in seiner Vaterstadt erwählt ward. Diese
Ehrentiteln aber, die verschiedens. weltlichen Wan-
gänger bereichert hatten, brachten ihm gar keinen
Nutzen. Denn er war ein so schlechter Wirth, daß
er nicht allein, für seine Arbeit zum gemeinen Bes-
ten, keine Einkünfte annehmen wollte, sondern
auch zum gemeinen Besten verschiedenes aufwendete,
wogegen er gar nicht hätte können genöthigt werden.
Es kam also der ökonomische Fehler leicht annehmen,
da Sebaldus Vater, bei seinen Diensten, keine Ein-
nahme und nicht wenige Ausgaben hatte, daß sein
Vermögen sich habe verringern müssen. Den Ueber-

rest desselben zehrte die Vormundschaft, über verschiedene arme Waisen auf, die er freywillig übernahm, so daß er bey seinem Tode gerade so viel hinterließ, daß er begraben werden konnte.

Er war Vater von drey Söhnen, Erasmus, Sebaldus und Elardus, welche seine Frau, Hedwig, die mehr ihrer Frömmigkeit, als ihres Verstandes wegen bekannt war, schon in Mütterliche dem Priesterstande widmete.

Erasmus, der älteste, war fünf Fuß und zehn Zoll hoch, Breitschulterig, wohlgewachsen, mit weiß und roth im Gesichte. Von seiner ersten Jugend an war er seiner eigene Person und hatte von seinen Eltern eine sehr hohe Meinung. Nach geendeten Universitätsjahren, brachte ihn sein wohlgewachsener Körper eine Hofmeisterstelle in einem vornehmen Hause zuwege, wo man wohlgewachsene Leute liebte. Von da ward er Prediger, in einer Stadt, wo ihm seine ansehnliche Leibesgestalt, sein ernsthafter wohlbedachtiger Gang, und seine vornehmliche Bekümmerung, unter seinen Kirchstuhlern nicht wenig Liebe und Ehrfurcht erwarben. In Eurgent mußte er eine junge reiche Wittwe von sich und zwar

zwanzig Jahren, sein Weichkind, so zu gewinnen, daß sie ihn heirathete. Von der Zeit an legte Erasmus sein Amt nieder, ob er gleich den geistlichen Stand, des Ansehens wegen, das er dadurch in der Stadt zu erhalten vermeinte, beybehielt. Er genoß nunmehr seinen Reichthum, und wendete ihn zu allen Dingen an, wodurch er sich ein Ansehen zu geben glaubte. Er ließ Waisenkinder erziehen, stiftete Stipendien, ließ Kirchen ausputzen und Altäre kleiden, pränumerirte auf alle Bücher, denen die Namen der Pränumeranten vorgedruckt worden, nahm Zuwegungsschriften gegen bare Bezahlung an, schenkte Geld zum Bau der Kirchthürme und Orgeln, u. dergl. mehr. An bestimmten Tagen, theilte er Geld und Brodt unter die Armen aus, welche sich scharenweise vor seiner Thür versammelten. Und weil er nicht allein seinen Reichthum, sondern auch seinen Verstand und seine Person zur Schau tragen wollte, pflegte er freywillig, alle sechs oder acht Wochen, eine zierliche Predigt zu halten, bey welcher sich alle seine Klienten einzufinden mußten, und schon den Wink hatten, sich nach Beschaffenheit der Umstände, durch Weinen in der Kirche, oder durch lautes Lob außer der Kirche, in seine fernere Gunst einzuschreiben.

Kardus, ein mageres blasses Mäntchen, vier
 Fuß und zwey Zoll hoch, war, als das jüngste Kind,
 von Jugend auf das geliebte Stübchen seiner Mut-
 ter, die, von seiner ersten Jugend an, Sorge trug,
 daß er täglich wohl mit Speisen gestopfet, und mit
 dem Verharn nicht sehr angegriffen würde. Indessen
 glaubte er doch, in seinem fünf und zwanzigsten
 Jahre genug begriffen zu haben, um eine Predi-
 gerstelle bekleiden zu können, welche zu erlangen sein
 äußerster Wunsch war. Dieß wollte ihm aber, so
 viel Mühe er sich auch deshalb gab, auf keine Weise
 gelingen; daher er beynähe dreyßig Jahre alt ward,
 ehe er recht wußte, was er einmal in der Welt vor-
 stellen sollte. Zwar bekam er einstmals, durch
 Empfehlung seines Bruders, den Antrag, Rech-
 nungsführer bey einer Stutterey und Hundezucht zu
 werden, welche ein benachbarter Fürst zum Besten
 seiner Parforcejagd angelegt hatte, ein Amt, wo-
 zu nur Rechnen und Schreiben erfordert ward, und
 das doch an achthundert Gulden eintrug. Kardus
 aber, der die Würde des gelehrten Standes gebo-
 rig zu schätzen wußte, wies ein so ungelehrtes Amt,
 mit Verachtung, von sich. Indessen ließ er sich
 nach nochmaligem zweyjährigem Harren, bereiden, die
 Stelle eines Konrektors an einer Lateinischen Schule
 anzunehmen.

anzunehmen, die eben derselbe Fürst, um des ungerathenen Anhaltens seiner Landstände loszuwerden, in seiner Residenz gestiftet hatte. Hier waren ihm zwanzig Gulden fixes Gehalt, ein halber Wispel Roggen, etwas Flach, und andere Naturalien, nebst freyer Wohnung, ausgesetzt, welche letztere aber, vor der Hand, wegen Baufälligkeit nicht gebraucht werden konnte. Alles war ungefähr auf achtzig Gulden geschätzt, weil der Fürst der gnädigsten Meinung war, den Unterweßern seiner Unterthanen nur ungefähr den zehnten Theil dessen zukommen zu lassen, was die Erzieher seiner Pferde und Hunde foderten. Die Geheimen Räte des Fürsten hielten dies für sehr billig; theils, weil es ungleich leichter seyn mußte, vernünftige Menschen zu erziehen, als unvernünftige Bestien abzurichten; theils, weil jedes Schulkind noch wohl wohlthätlich einen oder zwey Groschen Schulgeld geben konnte, welches die Füllen und jungen Hunde nicht aufzubringen vermöchten.

Unglücklicherweise hatte der ehrliche Elardus nicht recht gelernt, was zu einem tüchtigen Schulmanne erforderlich ist. Im Hebräischen war er bey dem kleinen Danz stehen geblieben, im Griechischen

konnte er zwar, ziemlich ohne Anstoß, das neue Testa-
 ment, und die goldenen Sprüche des Pythagoras
 exponiren, mehr aber nicht; und ob er zwar
 Lateinisch ganz gut verstand, um es zu lesen,
 so wollte es doch mit der Lateinischen Schreib-
 art nicht recht fort, und Lateinische Verse konnte er
 gar nicht machen. Es ist wahr, er hatte einen ziem-
 lichen guten natürlichen Verstand, hatte seine Mut-
 tersprache so gut in seiner Gewalt, daß er einen ganz
 artigen Deutschen Aufsatz machen konnte, welches
 er auch besonders seine Schüler lehrte, und sich alle
 Mühe gab, ihnen von Geographie, Geschichte, Sit-
 tenlehre und andern Sachen, wovon er glaubte,
 daß sie sie in der Welt brauchen möchten, einige Ver-
 griffe beizubringen. Weil aber die Einwohner der Rei-
 sdenz ihre Söhne, in der längst erwünschten neuen Latei-
 nischen Schule, nun auch zu rechten gelehrten Leu-
 ten erzogen wissen wollten, so hatten sie zu des Ehardus
 Deutscher Lehrart gar kein Vertrauen, sondern schick-
 ten ihre Kinder in die Privatstunde zum Rektor,
 einem grundgelehrten Manne, der alle halbe Jahre
 ein Lateinisches Programm schrieb, der die Alter-
 thümer lehrte, und, außer den gewöhnlichen gelehr-
 ten Sprachen, noch Syrisch, Samaritanisch und
 Arabisch verstand. Der gute Ehardus mußte sich
 alle

also sehr schlecht behelfen, wenigstens des Tages zwölf Stunden öffentlich lehren, und Privatunterricht im Decliniren und im Rechnen zu geben. Daneben, weil er seinen sehrlichen Wunsch, sich einst aus dem Schulkraube zu dem Predigerstande zu erheben, nie vergaß, arbeitete er bis nach Mitternacht an geistlichen Reden, und predigte, aus eigenem Triebe, fast alle Sonntage, bald für diesen, bald für jenen Prediger. Aber Elardus war, wie schon gesagt, nur klein von Person, hatte eine schwache Stimme, und aus Mangel gründlicher Gelehrsamkeit, weil er weder die Philologie studirt, noch die Dogmatik, Polemik und Hermeneutik genugsam getrieben hatte, waren seine Predigten bloß moralisch; daher fanden sie keinen Beyfall, und er predigte, zu seiner unbeschreiblichen Kränkung, meist den leeren Hören und Kirchstühlen. So brachte er sein Leben in Gram und Kummer zu, und starb an der Schwindelsucht, im sechs und dreßsigsten Jahre seines Alters.

Erasmus hatte einen einzigen Sohn, Cyriacus genannt, einen Polyhistor und schönen Geist. Alles mußte Cyriacus, und was er nicht wußte, dünkte er sich zu wissen. Er selbst dachte eben nicht viel, aber wohl wiederholte er, was andere gedacht hatten,

Es oft, daß er meinte, er habe es selbst gedacht. Er las sehr viel, und ihm gefiel alles, was er las, und was ihm gefiel, wollte er nachmachen. Daher versuchte er alle Schreibarten, und schrieb wechselsweise, hoch, wie Klopstock, sanft, wie Jacobi, fromm, wie Lavater, weltlich, wie Clodius, tiefdunkel, wie Herder, populär, wie Gleim. In allen Wissenschaften und schönen Künsten war er auch gleich stark. Man hat etymahl von ihm, in Einer Messe, eine Schrift von den Dudaïm des Ruben, einen Band Anakreontischer Gedichte, eine Abhandlung von der Natur der Seele, und ein halbes Alphabeth historischer Erzählungen gelesen. Ein Anie hat Cyriacus nie bekleidet; denn in seiner Jugend war sein Vater ein reicher Mann, und er glaubte also, sich nicht auf Brodtwissenschaft legen zu dürfen. Nachdem aber Erasmus, durch viele Unternehmungen, die seinen Namen vererzigen sollten, sein Vermögen sehr verkingert, und Cyriacus, nach dessen Tode, den Rest desselben, aus Liebe zu den schönen Künsten und Wissenschaften, auf der Universität verschwendet hatte, so befand sich der letztere in sehr bedürftigen Umständen. Er trieb sich an verschiedenen Orten herum, so daß von verschiedenen Jahren seines Lebens die zuverlässigsten Nachrichten fehlen.

So viel weiß man, daß er eine Zeitlang Hofpoet, bey einem jebianischen Abte, in einem Kloster in Frankfurt gewesen, daß er hernach Lehrer der Philosophie bey einem Kreisregimente geworden, dessen Officiere, weil sie sonst nichts zu thun hatten, hier lehren werden wollten, und daß er zuletzt bey einer kleinen gelehrten Republik, auf einer sichern Deutschen Universität, welche ihre Landtage, in Ermanglung eines Etzenthains, in einem Kaffegarten vor dem Thore hielt, als Nasenimpfer gestanden hat.

Diese Familiennachrichten dem Publikum mitzutheilen, wird man veranlaßet durch eine Schrift, betitelt:

Predigten des Herrn Magister Sebal-
 dus Nothanker, aus seinen Papieren ge-
 zogen. Leipzig in der Weigandischen Buch-
 handlung 1774. 8.

Es könnte schon sehr sonderbar scheinen, daß ein Fremder diese Predigten aus den Papieren des Herrn Magister Sebalduß Nothanker sollte gezogen haben, da dieser noch bey gutem Wohlseyn lebt, seine
 sammt

sämmtlichen Papiere besitzt, und noch nicht geneigt zu seyn scheint, etwas daraus, am wenigsten aber Predigten, herauszugeben. Indessen, wenn diese Predigten nur dem Charakter des Hrn. Magister Sebaldus Nothanker gemäß, geschrieben wären, so würde man doch sein Urtheil noch zurückhalten, und dahin gestellt seyn lassen, ob etwa die Handschrift derselben, auf eine unbekante Art, dem Herausgeber möchte in die Hände gerathen seyn; aber derjenige, der den Hrn. Magister Sebaldus etwas genauer, und persönlich gekennet, wird gleich einsehen, daß diese Predigten unmöglich von diesem guten Manne herrühren können.

Wenn man nur S. 1. der Vorrede, die Anmerkungen liest, die am Rande der Handschrift der Predigten sollen gestanden haben, so sieht man gleich, daß darinn ein unerträglicher Egoismus herrscht, der dem von allem Eigenwinkel entfernten Charakter des Sebaldus ganz zuwider ist.

Z. B. „Ich danke meinem Gott alle Tage, daß er mich in einen Stand gesetzt hat, in welchem ich zur Erleuchtung des Landmannes so viel beitragen kann.“

So hätte Sebaldus nie von sich geredet, der in aller Einfachheit seine Pflicht that, und Gutes stiftete, so viel er konnte, ohne zu glauben, daß er so viel thäte, ohne feyerlich auszurufen: Ich danke dir, Gott, daß ich nicht bin, wie andere Leute!

Eben so ist die Anmerkung S. LII. beschaffen:

Ich gebe meine Predigten nicht für Muster aus, wovon meine Kollegen sich bilden sollten. Wenn sie nur daraus absehen, was ungefähr sie vortragen w. 26.

O! wie hätte der bescheidene Sebaldus, der, wenn er predigte, und seine Kirchkinder tröstete, und sie zum Guten ermahnte, nur ganz gewöhnlicher Weise seine Pflicht gethan zu haben glaubte, sich auch nur die Idee in den Sinn kommen lassen, er könne jemand ein Muster werden, oder es könnten andere von ihm etwas absehen!

Daß ferner bey diesen Predigten keine biblischen Texte vorhanden sind, zeigt auch genugsam, daß sie weder Sebaldus, noch irgend sonst ein Prediger, der die Besinnungen der Landleute kennet, gemacht habet
kann.

kam: Sebaldus wußte viel zu gut, wie viel Gewalt auch nur der bloße Ton eines biblischen Spruchs über die Seele eines Bauern hat, als daß er ein so unschädliches Hülfsmittel nützliche Wahrheiten einzuprägen, hätte vernachlässigen sollen.

Doch, selbst aus der Nachricht des Herausgebers, wie er zu denen Handschriften dieser Predigten gekommen sey, erhellet nicht allein deutlich, daß diese Handschriften nicht wohl vom Sebaldus gewesen seyn können, sondern wir kommen dadurch auch auf eine sehr wahrscheinliche Vermuthung, wo sich diese Handschriften eigentlich herschreiben mögen.

Es heißt S. XLV. der Vorrede: „Vor einiger Zeit kam ein Delftauischer Jude zu mir, der, nebst andern Waaren, verschiedene Paar schwarze Seidene Strümpfe, Salzkrausen, &c. &c. fast alles in beschriebenes Papier eingewickelt, mir zum Verkauf anbot. „Aber, mein guter Mann, sprach ich, wie kommt Er denn zu Christlichen Salzkrausen?“. In einem Dorfe, nicht weit von hier, antwortete er, hat sie mir ein Bauer verkauft, der sie, vor einigen Jahren, nebst dem übrigen, von
der

Der Landstraße gefunden zu haben vorgab. Kurz
 vorher hatte ich Nothangers Geschichte gelesen.
 Gleich fiel mirs aufs Herz, ob diese Sachen nicht
 von dem geplünderten Postwagen seyn möchten.

Ist diese Erzählung richtig, so hätte auf dem Titel
 gesetzt werden sollen: Aus dem Manuskript eines
 Deffauischen Juden abgedruckt, nicht aber: Aus
 Gebaldus Papieres gezogen, denn dieß letztere
 Vorgeben ist durch nichts erwiesen. Der Heraus-
 geber hat bey seiner Muthmaßung, die er bloß auf
 seine Erzählung bauet, in der That sehr wenig hi-
 storische Kritik gezeigt. Hätte er doch mehr auf
 die Chronologie, welche die Fackel der Geschichte
 ist, geachtet! Ist wohl wahrscheinlich, daß Klei-
 dungsstücke, welche 1763 auf einem Postwagen ver-
 loren gegangen sind, noch 1773, unverkauft, mit
 dem Papier worinn sie anfänglich gewickelt gewesen,
 in den Händen eines Juden seyn sollten? Und war-
 um that er an den Juden die unnöthige Frage,
 wie er zu Christlichen Salakrausen komme?,
 da es ja bekannt ist, daß die Juden abgetragene
 Christliche Kleider mit eben so wenigem Bedenken in
 ihre Läden aufnehmen, als die Christen manche abgetra-
 gene Jüdische Lehre in ihre Dogmatik aufgenommen
 haben.

haben. Und wie kann er auf des Juden unbestimmte und unbewiesene Antwort das geringste bauen? Wenn auch alle die Sachen, die der Jude zum Verkauf anbot, wirklich auf der Landstraße gefunden worden wären, so könnten sie doch gewiß nicht dem Sebaldus gehört haben. Wie wäre er, der zeitlichens in einer ländlichen Einsamkeit gelebt hatte, und der aus Noth seine besten Sachen hatte verstoßen müssen, zu seidnen Strümpfen gekommen? Woju hätte er wohl, nachdem er abgesetzt worden, Salzkrausen *) mit sich geführt? Und da er, als er wegreisete, wie S. 163 des ersten Theils seines Lebens berichtet worden, seinen ihm so werthen Kommentar über die Apokalypse bey seinem Freunde Sietonymus zurückließ, ist wohl wahrscheinlich, daß er die Koncepte von alten Predigten sollte mitgenommen haben?

Die Vermuthung des ungenannten Herausgebers ist also höchst unwahrscheinlich. Wenn man nun aber hingegen aus den sichersten Familiennachrichten

*) In einigen Deutschen Provinzen würde das Wort Salzkrausen bloß Salztücher bedeuten; aber der Zusatz Christliche Salzkrausen, scheint anzudeuten, daß es runde Priesterkrägen oder Wolfenkrägen gewesen, die man in Sachsen, Krausen nennt.

Man weiß, daß Cyriacus seines Vaters Kleider, Halskrausen und Wammsstücke, so wie auch den geringen Nachlaß des frühzeitig verstorbenen Marthus geerbt hat, wenn ferner unwidersprechlich bewiesen werden kann, daß Cyriacus, als er 1772 von Leipzig wegreisen wollte, seine sämmtliche Kleidung, Bücher und Papiere, zu einem Erbkler getragen hat, der vor dem Weimariſchen Thore, in der Gegend des Richterſchen Kaffeegartens wohnt, und ſeinen hauptſächlichen Abzug an Deſſauſche Juden hat: wird es nun nicht vielmehr wahrſcheinlich, daß die dem ungenannten Herausgeber ſo zufälliger Weiſe in die Hände gerathenen Predigten, wenn ſie gleich nicht von Gebaldus Nothander ſind, dennoch ſehr wohl von Erasmus Nothander, von Marthus Nothander, und von Cyriacus Nothander herühren können?

Dieſe Vermuthung wird beynahe zur Gewißheit, wenn man die innere Beſchaffenheit dieſer Predigten betrachtet. Gleich der erſte Abſatz, der erſten Predigt, von der Einigkeit in der Ehe, ſtimmt gantz unmöglich aus Gebaldus Feder geſtoſſen ſeyn; denn es ſtimmt darinn, ob es gleich nur eine halbe Seite lang iſt, ſehr genau mit das liebe Joch vor. Man höre:

§

.Nichts

„Nichts wünsche ich so sehr, als daß ihr glücklich
 seyn möget. Ihr werdet es von mir überzeugt
 seyn, meine lieben Zuhörer, daß ich dieses aufrichtig
 wünsche; denn ihr wißt, wie ich zu euch
 eile, um euch zu trösten, wegen ihr theurer
 und wie gern ich auch an euren Freuden Antheil
 nehme, wenn ihr einen frohlichen Tag habt. Mein
 Amt, und mein Herz macht mir dieses zur Pflicht.
 Mein Amt, weil es mir zunächst aufgetragen ist,
 auch an meiner Hand durch die Bahn dieses Le-
 bens zu führen, und euch zu einem seligen Leben,
 das euch nach diesem erwartet, zu bereiten. Aber
 auch mein Herz macht es mir zur Pflicht, weil
 ich auch aufs herzlichste liebe. Ein Hirt kann
 nicht so sehr seine Schafe, ein Vater nicht so sehr
 seine Kinder lieben, als ich euch.

So ein grober Egoist war der beschriebene Sel-
 dus nicht. Er sprach nicht so viel von sich. Er
 liebte seine Kirchkinder; aber diese Liebe trug er nicht
 öffentlich zur Schau. Er stand seinem Amte vor, er
 that seine Pflicht; aber er hatte sein wichtiges
 Amt, seine theure Pflicht, nicht immer auf der
 Zunge, um seinen guten Herzen ein Kompliment zu
 machen. Hingegen der ruhmstüchtige Erasmus, der
 haupt

hauptsächlich mit demselben predigte, um sich, von der Kanzel herab, in seiner Größe zu zeigen, redete beständig von sich selbst, von seinem guten Willen gegen seine Zuhörer, von seinem Herzen, von seiner Liebe, von seinem Vertrauen, kurz, er predigte sich selbst, um sein selbst willen.

Wenn ferner diese Predigt vom Sebaldus, oder auch nur von irgend einem andern Landprediger, an Bauern, gehalten wäre, so würde darinn nicht so wohlwiegend, von Geld und Gut; von einem Geizhalse der einen Feiner abweist, wenn er nicht so viel Gut und Geld hat, als seine Tochter; von einem Mädchen, das am meisten Geld hat; von einem unehrbaren Mädchen, das man nicht heirathen sollte, wenn sie auch noch so viel Geld hätte, vorkommen. Wenn Sebaldus über diese Gegenstände zu reden gehabt hätte, so würde er von Vieh, Meckern, Wiesen und Gärten gesprochen haben; denn daran bestand das Vermögen hinter Bauern, so wie der allermeisten Bauern in der Welt. Daß Sebaldus Vaterland zwar fruchtbar, aber ohne harrns Geld gewesen, kann der Leser schon aus der Art, wie der ehrliche Hieronymus seinen Buchhandel treiben mußte, schließen.

Eben so heißt es, S. 4. Ich will euch jetzt nicht davon sagen, daß der Reichthum öfters eurer Seele höchstschädlich ist, daß er eine Versuchung ist zu allem Bösen, und daß unser weiser Lehrer sagt, daß die Reichen nicht in das Reich Gottes kommen werden. Daran will ich euch jetzt nicht erinnern, weil ich unlängst von der Schädlichkeit des Reichthums ausführlich zu euch geredet habe. Dies ist ein klarer Beweis, daß Sebaldus nicht der Verfasser dieser Predigt seyn könne; denn man kann sich für ihn sicher verbürgen, daß er ein so ungeschmacktes Postillengeschwätz von der Schädlichkeit des Reichthums, seinen Bauern nie werde vorgeredet haben. Er war viel mehr beständig beflissen, seinen Bauern zu predigen, daß sie früh aufstehen, ihr Vieh fleißig wachen, ihren Acker und Garten aufs beste bearbeiten sollten, alles in der ausdrücklichen Absicht, daß sie wohlhabend werden, daß sie Vermögen erwerben, daß sie reich werden sollten. Sebaldus wußte nur allzuwohl, daß die niederdrückende Dürftigkeit, welche die einzige Alternative seyn kann, wenn der Bauer nicht wohlhabend seyn soll, eine fruchtbarere Mutter der Barbarey und verderbter Sitten ist, als der bäurische Reichthum, der allemal eine Folge

Folge des Fleißes seyn muß; daher derjenige, der den Bauern von der Schädlichkeit des Reichthums predigen wollte, ihnen ausdrücklich die Faulheit empfehlen müßte. Dagegen weiß man vom Erasmus, daß er, seitdem er selbst reich geworden war, den erbaulichen Gemeinort, von der Nichtigkeit und Schädlichkeit des Reichthums, sehr oft im Munde geführt habe; einen Gemeinort, über den man in der That am zierlichsten zu reden weiß, wenn man an nichts Mangel hat.

Noch eine andere Stelle giebt die stärkste Vermuthung an die Hand, daß niemand anders, als Erasmus Nothanker, der Verfasser dieser Predigt seyn könne. S. 6. heißt es: „Es entspringt viele Uneinigkeith unter euch daher, daß ihr gemeiniglich mit euren Schwiegerältern unter Einem Dache wohnet. Es ist mir leid, daß ich es sagen muß, aber leider! ist es durch die Erfahrung gegründet, daß nur sehr wenige Eheleute in Einigkeit leben, wenn sie ihre Schwiegerältern bey sich im Hause haben. Ihr würdet euch öfters nicht janken, wenn nicht zuweilen eines der Schwiegerältern Del ins Feuer gösse. Die Schwiegerältern glauben, man könne sie nicht zu gut hab-

ten, und ihnen nicht dankbar genug sich be-
 weisen. Sie sind überzeugt, in allen Stücken
 alles besser zu wissen, als die jungen Eheleute,
 und wollen alles im Hause anordnen. Nichts
 kann man ihnen recht thun. Hierzu kommt
 noch, daß das Alter sie ohnehin mürrisch, und
 verdrießlich, und mit sich selbst und der gan-
 zen Welt unzufrieden macht. Haben nun die
 Eheleute einen kleinen Zwist untereinander, so tritt
 der Schwiegervater oder die Schwiegermutter auf
 die eine oder andere Seite, und vergrößert den
 Streit, statt daß diese Alten ihn schlichten, und
 die streitenden Parteyen versöhnen sollten.

Läßt es sich wohl nur denken, daß der sitzsame
 Sebaldus, auf eine so plumpe Art, alle Schwie-
 gerältern, die bey ihren Kindern wohnen, habe öf-
 fentlich, von der Kanzel herab, beschimpfen wollen?
 daß er dieses vor Baiern habe thun wollen, — welche
 ihre Schwiegerältern gewiß nur bloß, wenn diese
 aus Armuth, oder aus Alter und Schwachheit, ihren
 eigenen Acker nicht bauen können, bey sich haben
 werden? In der That, S. 12. den Zuhörern empfoh-
 len, daß sie ihre Schwiegerältern in Ehren halten,
 ihrem guten Rath folgen, und sie pflegen sollen;

Aber wie werden sie dieses thun, wie werden sie ihre
 Schwiegerältern nur im Hause leiden wollen, wenn
 der Prediger diese schon vorher als die verächtlichsten,
 verdrießlichsten, zänklichsten Geschöpfe abgefchilt-
 dort hatte, die zu den Hauptursachen der eheli-
 chen Uneinigkeit gehören, die bey den häus-
 lichen Zwistigkeiten Del ins Feuer gießen, die sie
 vergrößern, anstatt sie zu schlichten? Dieses un-
 bedachtsame Epiphonema, sieht dem stolzen Eras-
 mus sehr ähnlich, der wirklich mit seiner Schwie-
 germutter anfänglich in Einem Hause gewohnt hat,
 und hernach, als sie ihm sehr vernünftige Vorstel-
 lungen darüber that, daß er das Vermögen ihrer
 Tochter aus Eitelkeit verschwendete, mit ihr in be-
 ständiger Uneinigkeit lebte, und sie wohl oft mag
 abgefanzelt haben.

Es ist höchst wahrscheinlich, daß Erasmus Noth-
 anker auch die folgende Predigt wider die Pro-
 cesse verfertigt habe. Man findet darinn, S. 18.
 unter andern, folgende höchst anstößige Stelle: „Der
 Advokat müßte ein allzuuneigennütziger Mann
 seyn, wenn er euren Rechtshandel nicht so
 lange auszudehnen suchte, als es möglich ist,
 um recht vieles von euch einzunehmen. Es hat zwar

den Ansehen, als wenn kein Advokat diese Absicht hätte; denn zuerst sucht er euch gemeiniglich mit eurem Gegner zu vergleichen, oder es wird, wie man sich ausdrückt, ein Termin zur Güte angestellt. Habt ihr aber jemals gehört, daß ein Termin zur Güte einen erwünschten Erfolg gehabt hätte? Der Advokat mußte seinen Vortheil gar nicht verstehen, wenn er nicht, statt euch mit eurem Gegner zu vergleichen, in euch eine größere Lust erweckte, dem Rechte seinen Lauf zu lassen. Ferner, S. 22. Der größte Theil der Leute von diesem Stande scheint den Engennutz zu seinem Gott gemacht zu haben, dem er allein anbetet, und dem er Ehre, Gewissen, Redlichkeit, alles aufopfert. u. s. w.

Sollte es wohl möglich seyn, daß der sanftmüthige ~~Schlichter~~ einen ganzen, dem gemeinen Wesen nöthigen und nützlichen Stand, habe öffentlich, auf eine so bittere und zugleich so tölpische Weise, verunglücken wollen? Sollte wohl ein verständiger Mann irren können, daß jemals ein Termin zur Güte den erwünschten Erfolg gehabt habe? Dieß siehet wirklich viel weniger einem unbefangenen Dorfprediger,

niger, wie Sebaldu, als einem aufgeschlossenen Denker, wie Erasmus, ähnlich, der, weil er verlangte, daß sich jedermann vor ihm beugen, und nach seinem Willen handeln sollte, eine Menge Prozesse gehabt hat, in welchen freylich kein einziger Termin zur Güte jemals einen erwünschten Erfolg gehabt hat, weil Erasmus beständig seinem Eigensinne folgen, und niemals vernünftigen Vorstellungen Gehör geben wollte.

Die Predigten wider den Aberglauben, von der Zufriedenheit, von der Gesundheit, von der Kinderzucht, von der Glückseligkeit des Landmannes, scheinen von Claudus Nothker, dem jüngeren Bruder unsers Sebaldu herzurühren. Es sind ganz leidliche, gutgemeinte, etwas weitschweifige Homilien, die Lesern in Städten, die gern Predigten lesen, ganz gut gefallen werden; nur findet man darinn freylich hin und wieder Spuren, daß sie nicht vor Bauern gehalten worden, oder für Bauern bestimmt gewesen. Wie würde man z. B. (S. 57.) darauf kommen, Bauern vorzusagen: „Geld und Ehre machen nicht wahrhaftig glücklich.“ Der Bauer hat ja gemeiniglich kein Geld, und verlangt keine Ehre.

Die beiden Fragmente der Predigten von der Ewigkeit der Höllestrafen, und vom Tode fürs Vaterland, haben ohne Zweifel den wüthigen Cyrillus zum Verfasser. Es ist schon oben gesagt worden, daß er in allen Schreibarten Versuche gemacht habe, und man sieht es diesen Fragmenten auch nur allzu sehr an, daß sie Versuche, und zwar Versuche eines jungen Menschen sind. Ein Mann, der so viel Ueberlegung hatte, wie Sebaldus, würde schwerlich, vor Bauern, von der Endlichkeit der Höllestrafen eine ausdrückliche Predigt gehalten haben, wenigstens sicherlich nicht auf die Art, wie es hier geschieht. Er hätte gewiß überlegt, daß er, ehe er über diese Materie hätte mit Nutzen predigen können, noch vorher in der groben Vorstellung, die seine Bauern von göttlichen Strafen haben könnten, sehr viel zu ändern und zu bessern gehabt haben würde. Er würde ihnen haben zeigen müssen, daß, durch Gottes weise Einrichtung, die natürlichen, sowohl physischen als moralischen Folgen der Laster, auf unabsehbliche Zeiten hinaus, die Strafen der Laster seyn müssen; daß auch positive Strafen Gottes, seiner Güte und Gerechtigkeit angemessen, dazu kommen können; daß diese, nach geschehener Besserung, aufhören werden; so wie durch die Besserung auch die Folgen der Sünden

den

den gemildert werden, da sie sonst freylich, alt sich;
 in alle Ewigkeit fortbauern. Hierbey hätte er aber;
 für einen gemahnen Bauerverstand, viel zu subtil
 werden müssen; daher er, wie wir von ihm selbst er-
 fahren haben, von dieser Materie seines Bauern
 niemals etwas gesagt; sondern ihnen nur Gott, als
 ein allgerechtes und allgütiges Wesen, das seine
 Strafen nach weisen Absichten verhängt, und dessen
 Zweck dabey allemal das wahre Wohl des Menschen
 ist, vorgestellt hat; ohne sich in die transcendentem
 Begriffe von Ewigkeit und Endlichkeit einzulassen,
 die kein Bauer recht genau fassen wird, und die ihm
 zur Besserung seines Lebens, welche Sebaldus für
 den einzigen Zweck seiner Predigten hielt, nichts hel-
 fen können.

Das Fragment der Predigt vom Tode fürs
 Vaterland ist gleichfalls gewiß nicht vom Sebal-
 dus, welches schon daraus erhellet, daß man von
 dem enthusiastischen Feuer, in welchem, nach S. 32
 des ersten Theils seiner wahrhaften Lebensgeschichte,
 diese Predigt gehalten worden, in diesem Frag-
 mente nicht das geringste findet; so daß, wenn
 die Predigt so kahl und kalt gewesen wäre, als
 dieses Fragment, schwerlich nur ein einziger Bauer-
 fert

kerl dadurch würde bewogen worden seyn, Kriegsdienste zu nehmen. Es scheint, Magister Cyriacus habe hienit bloß einen Versuch machen wollen, zu zeigen, wie die Predigt, um welcher willen sein Oheim, Sebaldus, abgesetzt worden war, ausgesehen haben möge. Dieser Versuch aber mißlung, weil Cyriacus nicht Sebaldus ist, obgleich beide Nothanker heißen.

Uebrigens will man freylich den Satz: daß Erasmus Nothanker, Elardus Nothanker, und Cyriacus Nothanker, die Verfasser der sogenannten Nothankerschen Predigten sind, für weiter nichts, als für eine wahrscheinliche Muthmaßung ausgeben. Wem dieß zu wenig dünkt, der bedenke, daß das Resultat der tieffinnigsten historischen Untersuchungen, oft weiter nichts als eine Muthmaßung sey, und daß, z. B. die wichtige historische Frage: ob die Prinzessin Olga *anno Domini* 946, oder 955, zu Konstantinopel getauft worden, nachdem die größten historischen Kritiker unserer Zeit darüber manche nordische Nacht durchwacht *) haben,

den:

*) S. Thunmanns Untersuchungen über die Geschichte der Russen Europäischen Völker, erster Theil, S. 193.

dennoch auf beiden Theilen leider! nur noch Noß auf Muthmaßungen beruhe, dagegen mit unserer Muthmaßung, noch die unstreitige Wahrheit verbunden ist: daß gedachte Predigten, ihr Verfasser sey auch, wer er wolle, wenigstens gewiß nicht von Sebaldus Nothankern sind.

Man hat übrigens aus sichern Privatnachrichten erfahren, daß hin und wieder einige gelehrte Fabrikanten auf ihren Weberstühlen zu verschiedenen Zeiten die Ketten angedreht haben, wozu der ehrliche Sebaldus Nothanker, und seine Bekannten, den Einschlag geben sollen. Z. B. Sebaldus Nothankers Weist: Wet: und Kommunionbuch; Sebaldus Nothankers Betrachtungen auf alle Tage im Jahre; Sebaldus Nothankers Sonn- und Festtagspredigten über alle Evangelien und Episteln; Sebaldus Nothankers schrift- und vernunftmäßige Auslegung der Offenbarung Johannes; des Hrn. D. Stauzins Aufmunterung zur Bewahrung der Rechtgläubigkeit, und Warnung vor falscher Lehre; Kochbuch von 5000 Speisen, nach der Anlage Sr. Excellenz, des Hrn. Grafen von Zimmer, nebst einem Anhange von Fastenspeisen. Rambolds Apheptisches Lehrbuch; Hieronymus Tischreden, Einfälle

fälle und Meinungen; u. a. m. Daher will man das Publikum warnen, sich durch diese und andere dergleichen verfängliche Titel nicht hintergehen zu lassen; denn Hr. Sebaldus Nothofer wird, was er etwa der Welt vorlegen wollte, schon zu seiner Zeit selbst herausgeben, vor den übrigen Personen aber möchten wohl keine ächten Schriften zu erwarten seyn.

Zuletzt ist der geneigte Leser zu benachrichtigen, daß ein kurzweiliger Mann darauf gefallen ist, das Leben und die Meinungen des Sen. Magister Sebaldus Nothofer, ohne die geringste Nachrichten davon zu besitzen, aus seinem eigenem Verbirne fortzuschicken, und einen sogenannten zweyten Band unter dem Druckorte Frankfurt u. Leipzig, 1774, drucken zu lassen, welcher zu Hamburg in der Zeitungs- und der Frau Wittwe Teamburginn, ins Brodtschranken, nebst andern Zeitungsblättern, öffentlich zu verkaufen ist. Der geneigte Leser kann freylich, in dem unächten zweyten Bande, den wahren fernern Verlauf der Geschichte des Hrn. Mag. Sebaldus Nothofer nicht finden, weil der ungenannte Verfasser selbst nichts davon wußte; aber wenn daran gelegen ist, kann allenfalls daraus ersehen, was für eine Vorstellung vom Sebaldus Noth-

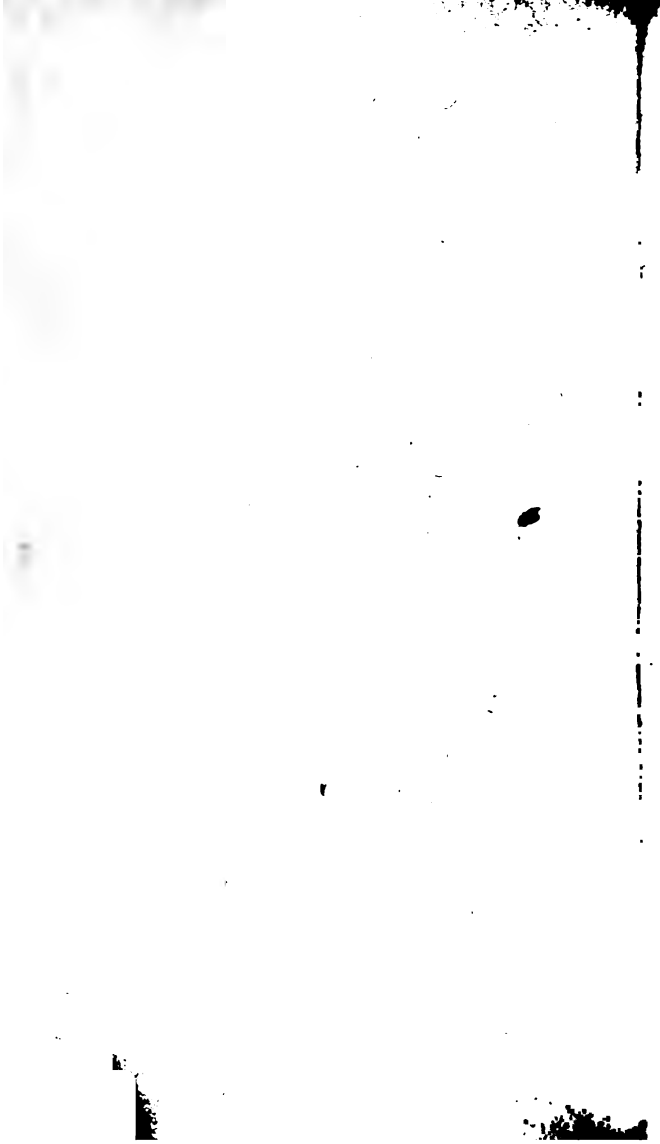
Bothander, in dem Kopfe eines solchen Menschen, wie der ungenannte Verfasser ist, existiren mag.

Die unächte Fortsetzung kann übrigens auch einen andern Nutzen haben. In dem achten zweyten Bande wird man, der Wahrheit gemäß, sehr viele Meinungen und nur sehr wenige Handlungen antreffen, weil der ehrliche Sebaldus meistens nur gedacht, aber nicht gehandelt hat. Sollte es nur Leser geben, welche wünschten, daß man ihnen lieber Handlungen, als Meinungen, erzähle, so könnten sie versuchen, ob sie vielleicht bey dem unächten zweyten Bande ihre Rechnung finden möchten, in welchem alles voll Bewegung und Handlungen ist, und zwar voll ganz ungemein merkwürdiger Handlungen. Z. B. Wie Sebaldus, nachdem ihn die Räuber auf dem Postwagen ein Loch in den Kopf geschlagen hatten, ein Glas Birschbrandwein trinkt, welches alle Grillen vertrieb. — Wie Tasselius seines Schulmeisters Frau verführt, welcher ihn dafür durchs ganze Dorf peitscht. — Wie sich eine alte Jungfer Sibylle, in Sebaldus verliebt, und ihn des Nachts in seinem Bette besucht. — Wie Sängling mit Marianen heimliche Zusammenkünfte hält, wobey die

Der:

Vertraulichkeit so hoch steigt, daß sie sich so laut
 .küssen, daß man es in einer ziemlichen Entfer-
 .nung höret. — Wie Hieronymus den D. Stau-
 .zins auf einem Wagen, in einen Kasten setzt, wor-
 .inn Schweine und Gänse gesetzt, wobey Stau-
 .zins sehr andächtig singt: So fahre fort und
 .schone dort; — nebst nicht wenig Hochzeiten und
 andern possierlichen Begebenheiten, woraus abzuneh-
 men ist, daß der Verfasser, der solche schmackliche
 Dinge hat erdenken können, ein pudelnärrisches
 Menschenengesicht seyn müsse.







PRESENTED TO THE LIBRARY
BY
PROFESSOR H. G. FIEDLER

